

VÖGELEKULTURBULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

abhängig?
wer, wie, von wem
oder wovon

Über Abhängigkeiten und wie sie uns formen.

Die Ausstellung. 17.11.2019 - 22.3.2020

Vögele Kultur Zentrum





Lidija Vuckovic, *Bildschirmzeit*, 2019.
Fotografie-Arbeit, entstanden im Rahmen des
Winterprojektes 2019 der F+F Schule für Kunst und
Design, Zürich.
Werk in der Ausstellung *abhängig?*

Weitere Bilder aus dieser Serie
auf den Seiten 11, 20, 32, 55.

Das Smartphone ist für viele von uns ein ständiger Begleiter. Mit ihm sind wir erreichbar, mit ihm glauben wir auf dem Laufenden zu sein, über die Erlebnisse unserer Freunde und die Ereignisse auf der ganzen Welt. Wie oft am Tag schauen wir nach, ob wir neue Nachrichten haben, was es Neues gibt oder auch nur, wie spät es ist?

Die Zuger Künstlerin Lidija Vuckovic wollte das bei sich selbst testen und hat eine Woche lang jedes Mal, wenn sie zum Handy griff, auch gleich einen Schnappschuss gemacht. Die Bilder geben nicht nur Einblick in das Leben der Künstlerin, sondern sind auch Zeuge all jener Situationen, in denen man, häufig aus Langeweile, zum Smartphone greift. Manche davon dürften vielen bekannt vorkommen: gleich morgens beim Aufwachen, beim Warten auf die S-Bahn oder beim Arbeiten am Computer. Und sie verdeutlichen, dass das Handy schon in alle Lebensbereiche eingedrungen ist.

Übrigens: Eine Studie des deutschen Mental-Balance-Projekts von 2017 ergab, dass die 60 000 teilnehmenden Smartphone-User durchschnittlich alle 11 Minuten auf ihr Handy schauten. kw


«Anhand der Bildmenge, die (...) entstanden ist, kann ich sagen, dass ich doch sehr abhängig von meinem Smartphone bin. Mich interessierte die Frage: Wie oft nehme ich mein Handy in die Hand? Und in welchen Situationen nehme ich mein Handy in die Hand?.»


LIDIJA VUCKOVIC (*1994, Baar) studiert Fotografie an der F+F Schule für Kunst und Design in Zürich. Sie arbeitet mit Vorliebe im Bereich der Still-Life- und der Food-Fotografie. Daneben interessiert sie sich dafür, Themen, die oft übersehen oder unter den Teppich gekehrt werden, bildlich sichtbar zu machen.

Inhalt

19 Kunstschaffende zeigen in der Ausstellung *abhängig?* ihre Werke, zum Beispiel:

- 2 Lidija Vuckovic
- 4 Christoph Lauenstein
Wolfgang Lauenstein
- 9 Allan Wexler
- 16 Tonjaschja Adler
- 28 Harry Hachmeister
- 40 Ulf Aminde
- 47 Magdalena Baranya
- 51 Gianluca Trifilo

Alle
Veranstaltungen
zur Ausstellung
abhängig?:
Seite 48 

- 41 **Buchtipps** zum Thema Abhängigkeit
- 50 **Führungen** durch die Ausstellung *abhängig?* 
- 52 **Im Zentrum**
Ein Rückblick auf die Vernissage der Ausstellung *Faszination Gesicht*
- 54 **Infos** rund um das Vögele Kultur Zentrum
- 56 **Ausblick** auf die nächste Ausstellung im Vögele Kultur Zentrum



Tonjaschja Adler,
ABC der UnMöglichkeiten,
2019. ©2019 ProLitteris,
Zurich. (siehe Seite 16)

15 Fragen zum Thema Abhängigkeiten

5

Muss ich unabhängig sein?

Monica Vögele

6

Wie lassen sich Abhängigkeiten darstellen?

Interview mit Valerie Keller und Mirjam Bayerdörfer

10

Lohnt es sich, gemeinsam abzuhängen?

Kilian Ziegler

12

Ich bin so frei – aber wozu?

Marleen Stoessel

17

Ist das Leben offline schöner?

Christoph Koch

21

Wozu braucht es Top-Journalismus?

Ronnie Grob

22

Weshalb hat das Thema einen so schlechten Ruf?

Tamara Lewin

24

Sind Hochkulturen ein Geschenk der Natur?

Adrian Lobe

27

Weshalb sind Jugendliche derart öko?

Livia Benedict

30

Sind grosse Werke ohne grosse Spenden möglich?

Michael Merz

33

Ist abhängig sein entwürdigend?

Heinz Rüegger

35

Wie wichtig sind Lobbyisten?

Odile Ammann

38

Was bekommen wir, wenn wir uns hingeben?

Roland Grüter

42

Ist ein Leben ohne Sucht einfacher?

Reda El Arbi

44

Wie stark macht Gott abhängig?

Josef Hochstrasser



Christoph und Wolfgang Lauenstein, *Balance*, 1989. Animationsfilm, 7.29 Min.
© 2019 LAUENSTEIN&LAUENSTEIN.
Werk in der Ausstellung *abhängig?*

«Alles ist miteinander verbunden. In Zeiten einer sich zuspitzenden Klimakrise ist dieser Grundgedanke unseres 30 Jahre alten Filmes *Balance* aktueller denn je.» Christoph Lauenstein

Sechs androgyne Figuren balancieren auf einer schwebenden Plattform. Macht eine Figur einen Schritt vorwärts, müssen die anderen gleich reagieren, um die sich absenkende Fläche wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Als eine geheimnisvolle, begehrte Kiste auf die Plattform gezogen wird, weckt dies Besitzgier in den Figuren.

Mit dem Film *Balance* schafft das Brüderpaar Lauenstein eine surreale Atmosphäre und vermittelt eine universal verständliche Botschaft: Nur gemeinsam kommt man zum Ziel. Denn sobald eine Figur im Alleingang die Kiste für sich beanspruchen möchte, funktioniert das Zusammenspiel um das Gleichgewicht der Bodenplatte nicht mehr. Neid und Egoismus führen hier sogar in den Tod: Je erbitterter der Kampf wird, desto mehr Figuren fallen in den Abgrund. Zum Schluss bleiben nur noch eine einzige Figur und die Kiste übrig – jeweils am entgegengesetzten Ende der Plattform stehend.

«Alles ist miteinander verbunden. In Zeiten einer sich zuspitzenden Klimakrise ist dieser Grundgedanke unseres 30 Jahre alten Filmes *Balance* aktueller denn je», sagt Christoph Lauenstein heute zum Werk. In der Ausstellung verdeutlicht der Film auf eindrückliche Art und Weise, wie abhängig wir voneinander sind und dass ein Miteinander zu einer positiven Gemeinschaft beiträgt. sw

CHRISTOPH LAUENSTEIN und WOLFGANG LAUENSTEIN (*1962, Hildesheim, DE) sind deutsche Filmemacher, spezialisiert auf Animationsfilme. Mit ihrem eigenen Trickfilmstudio in Hamburg produzieren sie seit 1990 auch animierte Werbespots für internationale Kunden wie Coca-Cola oder Nike. Der Film *Balance* entstand 1989 an der Kunsthochschule Kassel und hat bis heute zahlreiche Auszeichnungen erhalten, darunter einen Oscar für den besten animierten Kurzfilm.

Muss ich unabhängig sein?

Überall begegnen wir ihnen: in Wäldern, Feldern, Parks, auf Spazierwegen. Ja sogar entlang stark befahrener Strassen – den Joggern. Mit den neusten Laufschuhen ausgerüstet, in trendigen Beinlingen, mit ihrem iPhone am Oberarm und wenn möglich auch noch mit einem Schrittzähler am Handgelenk. Sie alle schätzen beim Laufen – nebst vorteilhaften körperlichen Nebeneffekten – das Gefühl des Befreienden. Sie laufen allem und allen davon, den vielen Verpflichtungen, den Abhängigkeiten und Auflagen des täglichen Lebens. Dafür ist Frei-Zeit schliesslich da, darin wird einzig das ureigene Glück als Pace-Maker akzeptiert.

Dabei sind diese Lifestyle-Jogger, aber auch Biker, Yogis, Surfer, Golfer, Schwimmer etc. tiefer im Netz von Abhängigkeiten verstrickt, als es ihnen bewusst ist. Denn die wenigsten werden sich die Zeit vollkommen frei gestalten können. Sie alle sind eingebunden in familiäre, soziale oder arbeitsbezogene Abhängigkeiten. So wird wohl keine Mutter einfach mal losjoggen, wenn ihr Zweijähriger allein zuhause ist. Also muss sie für Notfälle zuverlässige Betreuerinnen oder Betreuer aufbieten können. Zuvor hatte sie die Laufschuhe im Internet bestellt, die gewünschte Grösse stand glücklicherweise zur Auswahl, PayPal liess die Zahlung zu, die Post hatte keine Probleme bei der Auslieferung und der Sohnemann keinen Fieberschub, nachdem der neue Schuh endlich am Fuss der Joggerin sass. Aber erst als der Himmel sie vor strömendem Regen bewahrte, erst dann konnte sie endlich zu ihrem Abenteuer «freies Laufen» starten.

Geschätzte Leserinnen und Leser, dieses Beispiel zeigt nur wenige, meist unbemerkte Abhängigkeiten auf. Abhängigkeiten, die auf das uns heute so umtreibende Konsumverhalten zurückzuführen sind. Das Thema birgt aber unvergleichlich mehr Tiefe als auf den ersten Blick erkennbar, es prägt unser Leben in fast jedem Bereich. Denn eine Gemeinschaft konnte sich schon immer nur durch Interdependenzen entwickeln. Unzählige positive Aspekte des Zusammenlebens basieren auf wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnissen. So tragen zum Beispiel Familie oder Freundschaften einen grossen Teil zu Geborgenheit und Wohlbefinden bei. In vielen Sippschaften stehen die Grossmütter nicht nur für herzerwärmende Geschichten und liebende Arme, nein, sie ermöglichen oftmals durch die Enkelbetreuung ihren Kindern erst das Arbeiten und somit einen gewissen Wohlstand. Ohne ein uns entgegengebrachtes Vertrauen kein gesundes Selbstwertgefühl. Auch dies eine soziale Abhängigkeit, die stärkt und beflügelt. Unzählige mehr könnte man hier aufzählen und spannenderweise würde doch in jeder dieser Abhängigkeiten immer die Frage mitschwingen: Will ich das? Müsste ich denn nicht viel eher bemüht sein, ein – vermeintlich – freies und unabhängiges Leben zu führen? Doch frei von was? Unabhängig von wem?

Abhängigkeiten und wie sie uns formen. Ein grosses Thema. Ein komplexes Thema. Und gerade diese Vielseitigkeit haben wir versucht aufzugreifen, und zwar mit dem Bewusstsein, dass die positiven Aspekte dringend wieder mehr Beachtung verdienen. ●

Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele und leitet das Vögele Kultur Zentrum.



Wie lassen sich Abhängigkeiten dars

Die beiden Kuratorinnen Valerie Keller und Mirjam Bayerdörfer arbeiten seit gut einem Jahr an der Ausstellung *abhängig?* des Vögele Kultur Zentrum. Wie hat sich ihr Blick auf das Thema verändert? Was wollen die beiden Frauen mit ihrer Schau bewirken?

Roland Grüter: «Es gibt eine Menge Leute auf der Welt, die in der Hölle sind, weil sie zu sehr vom Urteil anderer abhängen», sagte einst Jean-Paul Sartre. Nach Ihren Recherchen: Stimmen Sie ihm zu?

Valerie Keller: Sartre spricht die Abhängigkeit vom Urteil anderer Personen an. Deren Urteile können durchaus unsere Entscheidungen beeinflussen. Solche Einwirkungen sind jedoch nicht prinzipiell negativ. Ganz im Gegenteil, sie können durchaus motivierend und förderlich sein. Sie können Lust bewirken, Wissen formen. Mit der Wertung «zu sehr» deutet Sartre an, dass das «normale Mass» an Abhängigkeit überschritten wird. Wo genau er die Trennlinie zwischen normal und «zu viel» ansiedelt und was genau die Folgen einer Übertretung sind, wird in seiner Aussage aber nicht deutlich.

Führen Abhängigkeiten immer in die Hölle?

Valerie Keller: Eher ist es umgekehrt: Ein Leben frei von zwischenmenschlichen Abhängigkeiten wäre so etwas wie die Hölle: Es brächte totale Isolation. Das soziale Miteinander, also Familie, Freundschaften, Beziehungen, Verantwortungen, Verlässlichkeit, gegenseitige Verständigung und vieles andere stützt sich explizit auf gegenseitige Abhängigkeiten und ist nicht ohne sie denkbar.

Weshalb haben Verbandelungen trotzdem einen derart schlechten Ruf?

Valerie Keller: Ein Grund dafür könnte sein, dass Abhängigkeiten immer auch mit Macht zu tun haben. Wer oder was beeinflusst unsere Entscheidungen? Beziehungsweise: Wovon hängen unsere Entscheidungen ab? Wir ängstigen uns vor einem Machtgefüge, das zugunsten des anderen ausfällt und uns als Verlierer dastehen lässt.

Obwohl wir alle davon betroffen sind, sehen die meisten ihr Glück in der Unabhängigkeit, der Freiheit. Woher kommt das?

Mirjam Bayerdörfer: Das ist ein Phänomen unserer Zeit. Wir leben in einer Kultur, die Unabhängigkeit und Individualität überhöht und jegliche Form von gegenseitigem Aufeinander-Angewiesensein verdrängt.

Deswegen verfügen wir alle über starke bildhafte Vorstellungen, Geschichten und Sehnsüchte, die auf Unabhängigkeit ausgerichtet sind; theoretisch könnte Unabhängigkeit auch mit Ausschluss, Einsamkeit und Tod assoziiert werden und Abhängigkeit mit Geborgenheit, Sinn und Teilhabe. Letzteres bedeutet aber immer auch, Verantwortung zu übernehmen und Sorge zu tragen.

Ist Freiheit folglich eine Utopie?

Valerie Keller: Das ist eine philosophische Streitfrage. Ich beispielsweise gehe nicht davon aus, dass ein freier Wille existiert. Was wir wollen, ist immer abhängig von unserer Umgebung, innerhalb derer wir uns für etwas entscheiden. Freiheit ist aber eine Wirklichkeit, insofern sie als Gefühl, als Vorstellung oder Phänomen existiert.

Sie setzen sich seit über einem Jahr mit dem Thema auseinander. Welche Recherche hat Sie besonders beeindruckt?

Mirjam Bayerdörfer: Eine Zeit lang war ich völlig vereinnahmt von der Bilderflut, die mit Abhängigkeiten operiert. Das zeigte sich, als wir zusammen mit Studierenden entsprechendes Bildmaterial aus unterschiedlichsten Quellen zusammengetragen haben – aus Modeheften, Zeitungsberichten, Instagram, Fotobänden, Werbung, Kunstgeschichte. Uns beschäftigte die Frage: Bei welchen Bildern entsteht in uns ein Gefühl von Unabhängigkeit? Das Ergebnis ist: Es gibt unendliche Variationen und sie funktionieren alle.

Inwiefern hat sich Ihr Blick aufs Thema verändert?

Valerie Keller: Mein Blick hat sich geweitet: Für mich war der Begriff «Abhängigkeit» zuerst vor allem negativ konnotiert, durch unsere Arbeit hat er immer positivere Züge bekommen – und ist im Grossen und Ganzen neutraler und komplexer geworden. Andererseits wurde mein Blick im Alltag geschärft: Abhängigkeiten begegnen uns zwar überall, wir nehmen sie aber selten als solche wahr. Durch die Auseinandersetzung mit dem Thema wurden mir meine eigenen Verstrickungen bewusster.

tellen?

Sie haben sich also darin selber erkannt?

Valerie Keller: Durchaus. Die Ausstellung fokussiert ja im Wesentlichen auf alltägliche Abhängigkeiten, die viele von uns betreffen, also auch mich. Ich kann fast in jedem Exponat einen Bezug zu mir beziehungsweise zu meinem Umfeld herstellen.

Mirjam Bayerdörfer: Das ist bei mir genauso. Ein Beispiel: Valerie und ich haben unlängst darüber geredet, wie wir an unsere Wohnungen gekommen sind. Bei ihr und mir spielten Beziehungen eine wichtige Rolle. Für uns wiederum hängt eine ganze Menge davon ab, wenig Miete zu zahlen, um im Kultursektor arbeiten zu können, auch wenn wir darin unregelmässig und tendenziell wenig verdienen. Ein zweites Beispiel ist das angesprochene Zitat von Sartre: In welchem Fall kann ich über das Urteil anderer hinwegsehen und wo bestimmt es mein Verhalten? Dazu könnte ich 1000 Momente aus meinem Alltag aufzählen – in meiner Rolle als Frau, als Deutsche in der Schweiz, als Verkehrsteilnehmerin, als Kulturschaffende und, und, und.

Nun machen Sie das Thema zur Ausstellung. Wie grenzen Sie dieses uferlose Thema ein?

Valerie Keller: Indem wir den Fokus auf gesellschaftlich-soziale Fragen richten: Welche Abhängigkeiten strukturieren unseren Alltag als Individuum? Welche Rolle spielen Abhängigkeiten, um eine Gemeinschaft funktionieren zu lassen? Wann und wieso wird eine Abhängigkeit sichtbar, wann bleibt sie im Verborgenen? Wir haben nach einer möglichst breiten Palette von Beispielen gesucht – wie Staatswesen, Konsummuster oder Rollenbilder. Wir fragen aber auch: Wie wird in unserer Gesellschaft mit der Vorstellung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit operiert, wo werden die Begriffe symbolkräftig eingesetzt?

Mirjam Bayerdörfer: Für uns war wichtiger, wie wir von etwas abhängig sind und nicht wovon. Also statt zu sagen: Wir sind abhängig von Wasser, zu fragen: Wie ist die Wasserverteilung sinnvoll organisiert, von der wir abhängig sind? In den Antworten spiegelt sich die Fähigkeit der Menschen, Dinge gemeinsam zu erkennen und zu verhandeln.

Welche Rolle spielen Süchte in der Übersicht?

Mirjam Bayerdörfer: Sucht ist im Zusammenhang mit Konsum, Rausch und Regulierung ein Thema. Teilweise sind die Übergänge von Konsum- und Suchtverhalten fließend, teilweise gibt es eine harsche Trennung von normalem Verhalten, also dem richtigen Mass, und dem, was als süchtig gilt. Uns war es wichtig zu zeigen, dass alles auch Verhandlungssache ist: Wie viel Bier ist normal, wie viel Kaffee, wie viel Shoppen, wie viel Netflix? Interessant ist, dass unsere Gesellschaft ständig neue Genuss- oder Suchtmittel erschafft und gleichzeitig wahnsinnig Angst vor ihrem Sog hat.

Valerie Keller: Sucht wird in der Ausstellung überdies als eine «nicht erwünschte» Form von Abhängigkeit thematisiert, sie geht ja meist mit einer Pathologisierung einher: Ein Verhalten wird als krankhaft eingestuft und ausserhalb der Normalität verortet. Diese Kategorisierung macht wirksame Prävention oder Behandlung überhaupt erst möglich, andererseits zeigt sie auch auf, was in einer Gesellschaft unerwünscht ist. Die Gründe, wieso ein Verhalten als «süchtig» kategorisiert wird, sind vielfältig und verändern sich stetig.

Was wollen Sie mit der Ausstellung bewirken?

Mirjam Bayerdörfer: Wir wollen sensibilisieren und das auf verschiedenen Ebenen: dass wir als Individuen abhängig sind von dem, was unser Umfeld, also was wir gegenseitig füreinander bereithalten; und dass längst nicht alle die gleichen Möglichkeiten haben. Begreifen wir das, sind wir vielleicht auch einen Schritt näher dran an einem anderen Bewusstsein: Dass wir als Menschheit abhängig sind voneinander und von noch viel mehr – einem ganzen Planeten. Wie schon gesagt, Abhängigkeit anerkennen heisst: Sorge tragen und Verantwortung übernehmen. Das ist auf individueller und globaler Ebene verdammt anstrengend – genauso wie Verdrängen tendenziell ungesund ist.

Können Sie einen Künstler, eine Künstlerin nennen, der oder die sich auf besondere Weise mit Abhängigkeiten auseinandersetzt?

Mirjam Bayerdörfer: Das *ABC der Unmöglichkeiten* von Tonjaschja Adler. Dieses Werk war in einem bestimmten Moment impulsgebend für die weitere Entwicklung der Ausstellung: Die Aussagen der Künstlerin (ich will, kann und muss – nicht) schliessen sich zu einem Kreis, wie eine Katze, die sich in den Schwanz beisst. Dadurch werden sie mehrdeutig: Jeder Satzteil hängt in seinem Sinn davon ab, wie man die jeweils anderen Satzteile betont. Dank ihrer Arbeit wird plötzlich plastisch greifbar, wie sich Abhängigkeiten wechselseitig und nie abschliessend linear, sondern kreisförmig verstärken.

Was werden Besucherinnen und Besucher nach Hause tragen?

Mirjam Bayerdörfer: Eine Vorstellung davon, wie komplex menschliches Miteinander ist – und das Wissen, dass Macht in allen Abhängigkeitsverhältnissen im Spiel ist, und zwar auf allen Seiten vorhanden. Das heisst allerdings nicht, dass alle Beteiligten sie auch zu ihren Gunsten einsetzen oder überhaupt aktivieren können.

Wie richtet sich die Szenografie aufs Thema aus?

Mirjam Bayerdörfer: Der Grundgedanke liegt in der Abhängigkeit, von all den Auflagen und Regeln, die es

UNSER PARTNER: F+F SCHULE FÜR KUNST UND DESIGN IN ZÜRICH



Die Ausstellung über Abhängigkeiten ist eine Kooperation des Vögele Kultur Zentrum und der F+F Schule für Kunst und Design in Zürich. Vor rund zwei Jahren fanden die ersten Gespräche statt – die beiden Partner trieben ihre Ideen seither kontinuierlich weiter. Seit Dezember 2018 sind rund ein Dutzend Studentinnen und Studenten aus den Bereichen Kunst und Fotografie damit beschäftigt, Beiträge für die Ausstellung zu entwickeln. Die Projektleitung obliegt Mirjam Bayerdörfer. «Uns ist es wichtig, ein möglichst praxisnahes Studium anzubieten», sagt Daniel Hauser, Leiter des Studiengangs Kunst: «Projekte mit Partnern sind ideal, sich an Realitäten zu messen. Und für uns entsprechend wichtig.» Stiftungsratspräsidentin Monica Vögele präzisiert: «Die F+F und wir beschäftigen uns gleichermassen mit Fragen zur Gesellschaft. Darüber hinaus ist es uns ein grosses Anliegen, jungen Kulturschaffenden eine Bühne zu eröffnen: Ihnen die Möglichkeit zu geben, Ausstellungen bei uns mit- oder gar ganz zu gestalten.»

Die F+F Schule für Kunst und Design in Zürich existiert seit 1971. Die beiden «F» beziehen sich auf Form und Farbe – die Grundelemente jeder visuellen Kommunikation. Für eine Studiaufnahme ist keine Matur erforderlich. In diesem Sinne ist die F+F eine Alternative zum akademischen Weg in gestalterische Berufe. Rund 250 Studierende, Schülerinnen und Schüler besuchen die grösste private Kunst- und Gestaltungsschule der Schweiz, etwa 200 Dozierende unterrichten dort. Zu den prominenten Alumni zählen unter anderem der Musiker Stephan Eicher, die Musikerin und Künstlerin Klaudia Schifferle, die Performerin Muda Mathis, der Fotograf Walter Pfeifer oder die Snowboardweltmeisterin Elena Könz. Mehr Infos zur Schule finden Sie unter: ffzh.ch

Die Arbeiten zur Ausstellung werden nach der Vernissage fortgesetzt, sie dauern bis zu deren Ende im März 2020. Dabei werden neue Arbeiten entwickelt, bestehende vorangetrieben: in einem eigens dafür eingerichteten Work-Labor. Auch das ein Abenteuer.

zu beachten gilt: Feuerpolizei, Bodenbelastung, Statik. Schlussendlich haben sich im Ausstellungsraum Fluchtwege materialisiert und bilden nun die Szenografie der Künstlerin Esther Kempf und der Architektin Nele Dechmann. Auch die Farbe, das Grün, bezieht sich auf die bekannten Notausgangsschilder. Durch die Anordnung der Gänge ergibt sich ein interessanter Punkt, er steht an der Schnittstelle der zwei «Fluchtachsen»: Nur wenn man dort steht, sieht man durch den kompletten Raum in beide Richtungen – wer was sieht ist also immer auch abhängig vom Standpunkt.

Die Ausstellung ist in Zusammenarbeit mit der F+F Schule für Kunst und Design entstanden – wie kann man sich diese Zusammenarbeit vorstellen?

Mirjam Bayerdörfer: Die F+F steht für eine sehr lebhaft, dialogische und offene Kultur des Zusammenarbeitens. Schule heisst Wissensaustausch auf Augenhöhe. Aus einer extra gegründeten Recherchegruppe sind verschiedene Ansätze in die Ausstellung eingeflossen: konkrete Exponate wie der «Tisch ohne Beine», eine Installation zum Benutzen, die Plakatwand im Eingangsbereich oder die Übung «In meiner Rolle als XY bin ich abhängig von». Teil der Gruppe waren auch diverse Künstlerinnen aus dem Umfeld der F+F, von denen die Mehrzahl der künstlerischen Werke in der Ausstellung stammt. Die bereits erwähnte Arbeit von Tonjaschja Adler ist ein gutes Beispiel.

Letzte Frage: Welche Abhängigkeit möchten Sie in Ihrem Leben nicht missen?

Mirjam Bayerdörfer: Ich möchte keine missen! Ich schätze meine Abhängigkeiten sehr – von menschlicher Zuwendung genauso wie von Nahrung und körperlicher Bewegung. Mich müssten Sie eher fragen: Welche möchten Sie aufgeben? Die von Besitz vielleicht. Das ist natürlich sehr idealistisch (lacht).

Valerie Keller: Das sehe ich ähnlich. Sich auf eine einzige Abhängigkeit zu beschränken, wäre unsinnig: Ich mag meine Freundschaften und Beziehungen, ich mag Essen und Trinken, die Sprache, den Schlaf und die verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten meines Lebens. ●

Interview: Roland Grüter

Valerie Keller (*1989) arbeitet als Kulturwissenschaftlerin und freischaffende Kuratorin. Zurzeit promoviert sie im Forschungsprojekt «Selbstsorge bei Demenz» an der Universität Zürich und co-leitet den Kunstraum Milieu in Bern.



Mirjam Bayerdörfer (*1984) arbeitet im Leitungsteam der Shedhalle Zürich sowie als Mentorin an der F+F Schule für Kunst und Design. In ihrer Arbeit untersucht sie gesellschaftliche Durchlässigkeiten und Formen von Selbstermächtigung.



Allan Wexler, *Coffee Seeks Its Own Level*, 1990. Tisch, Tassen, Schlauch. Installation.
 Courtesy Ronald Feldman Gallery, New York City.
 Werk in der Ausstellung *abhängig?*

«Ich bin ein Architekt
 im Körper eines
 Künstlers. Mein
 Studio ist ein Labor.
 Aus Schwerkraft
 stelle ich Skulpturen
 her und male mit
 Regen.» Allan Wexler

Wer kleckert denn da? Eine berechnete Frage. Denn bei dieser Installation müssen alle vier Kaffeetassen gleichzeitig angehoben werden, möchte jemand einen Schluck nehmen, ansonsten überläuft die sich am tiefsten befindende Tasse. Ganz nach dem physikalischen Prinzip der kommunizierenden Gefäße, bei dem es sich um oben offene und unten miteinander verbundene Behälter handelt.

Für *Coffee Seeks Its Own Level* hat Allan Wexler ganz bewusst auf das physikalische Experiment zurückgegriffen, bei dem der Schwerkraft wegen alles genau aufeinander abgestimmt werden muss. Trifft sich hier also eine Gruppe zum Kaffeetrinken, entsteht eine Choreographie, in der Konzentration und Zusammenarbeit gefragt sind, damit alle trinken können. Dies ist für Wexler die «amerikanische Version der japanischen Teezeremonie».

Die Installation in der Ausstellung verdeutlicht, wie sich das Prinzip verhält und macht die gegenseitige Abhängigkeit auf spielerische Art und Weise sichtbar. Zu den Flecken, die es dabei unweigerlich gibt, meint der Künstler: «Unfälle bieten neue Ideen.» sw

ALLAN WEXLER (*1949, Bridgeport, USA) arbeitete über 45 Jahre im Bereich der Architektur, des Designs und der Kunst. Seine Arbeiten wurden international ausgestellt und heute unterrichtet er an der Parsons School of Design in New York. Mit seinen Werken erforscht er die menschlichen Tätigkeiten und die gebaute Umwelt, wobei er als eine Art Ermittler in Serien und mit Zufällen arbeitet, anstatt nach endgültigen Lösungen zu suchen.



Lohnt es sich, gemeinsam abzuhängen?

Sie fühlen sich frei und stark, weil Sie von niemandem, von wirklich niemandem abhängig sind?
Dann tun Sie Kolumnist Kilian Ziegler
aus tiefstem Herzen leid.

Sind Menschen voneinander abhängig? Es hängt davon ab. Wovon? Nun ja, ob man noch ganz bei Verstand ist. Denn wer allen Ernstes, frei jeglicher Ironie, behauptet, er sei vollumfänglich unabhängig, hat nicht nur einen Sprung in der Schüssel, sondern ganz und gar einen defekten Geschirrschrank.

Keiner kann unabhängig durch die Welt souveränen

Warum es nicht möglich ist, frei zu sein? Ich bin so frei, es zu erläutern. Klar, es klingt schon gut, wenn man in den Himmel pfeift, niemanden zu brauchen, dass keiner einem reinredet, niemand es besser weiss. Man kennt den Stereotypen, der schon beim Aufstehen verlautet, heute sei sein eigener Independence Day, er ein Selfmade-Man, Meister seiner selbst, der als Lonely Ranger unabhängig durch die Welt souverän, gar als Unikater dem Alleingang entlang schnurrt. Aber Hand aufs Herz, wenn einer tatsächlich unabhängig sein möchte, also so richtig, frei aller Interdependenzen, dann müsste er sämtliche Verbindungen kappen (es wären nicht wenige), und als Eremit selbstversorgend *Into the Wild* nachspielen. Natürlich, kaum einer legt die Unabhängigkeit so radikal aus, wohl keiner redet davon, sich von der Welt abzuschotten. Aber immer wieder hört man – gerade in der Wirtschaftswelt – die Preisung der Unabhängigkeit in Dauerschleife. Ironischerweise sind es nicht selten die gleichen, die ihr Leben auf Social Media auslagern, mit selbstlosen Selfies die Welt an ihren (vermeintlichen) Erfolgen teilhaben lassen und dabei nach Gefällt-mir-Exzessen lechzen. Wenn das bitteschön nicht abhängig ist, was dann?

Was soll das überhaupt bedeuten, unabhängig zu sein? Unabhängig wovon? Und was ist daran erstrebenswert? Keiner ist eine Insel, niemand ist souverän (erst recht nicht die Stimmbürger), niemand hat genug grosse Finger, um alles selbst in die Hand zu nehmen (und wenn doch, wird er besser Basketballer). Menschen sind aufeinander angewiesen, stehen in Abhängigkeitsverhältnissen: als Sohn, als Schwester, als Elternteil, als Ehe- oder Geschäftspartner, Mieterin, Konsument etc. Und selbst wenn sich einer zuhause einsperrt, Türen und Fenster verriegelt und sich isoliert, melden sich ganz andere Abhängigkeiten zu Wort:

Schokolade, Alkohol, Netflix. Nicht zu vergessen die Luft. Wissenschaftliche Studien sind sich erstaunlich einig: Eine Unterdosis Luft kann tödlich sein.

Das Versprechen der Unabhängigkeit ist ein niedlicher Slogan, mit dem es sich gut vermarkten lässt, aber leider ist nicht viel dran, zu mehr als einer Floskel taugt es nicht. Wenn also manche bei Business-Lunchs ihre Visitenkarten regnen lassen und gleichzeitig ihre Unabhängigkeit kundtun, dann sollte einem das schon suspekt vorkommen.

Ob man Abhängigkeiten eingesteht, oder nicht, wir Menschen sind Teil eines Gefüges. Dieses mag uns nicht brauchen, aber wir brauchen es. Das ist sogar noch untertrieben: Wir sind nicht nur Teil eines Netzwerkes, wir sind Teil *eines* Netzwerks aus Netzwerken. Und gerade in unserer modernen Gesellschaft, deren Komplexität sich ins Unermessliche steigert, muss der Mensch, mehr als je zuvor, Team-Spieler sein, sich seiner Abhängigkeiten nicht nur bewusst werden, sondern diese zu unser aller Vorteil nutzen lernen. Also nehmen wir uns ein Vorbild an Herrn Federer und machen uns das Netz zu eigen. Wir sollten an unseren Netzwerken werken und uns über intakte Kontakte freuen, sind wir doch, als soziales Wesen, als Homo Pendentikus, nicht nur miteinander, sondern ebenso einander verbunden. ■

Am 19. Februar 2020 ist Kilian Ziegler im Vögele Kultur Zentrum in Pfäffikon SZ zu sehen und zu hören. Genauere Infos zu seinem Auftritt finden Sie auf Seite 49.

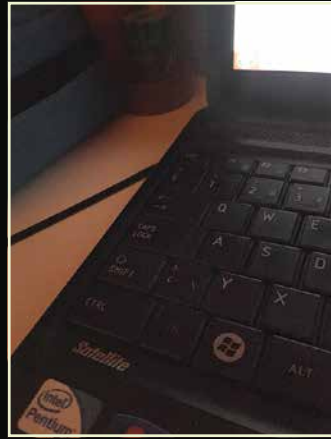


Kilian Ziegler (*1984) gehört zu den bekanntesten und erfolgreichsten Slam Poeten der Schweiz – er ist Poetry Slam-Schweizermeister des Jahres 2018. Alles zu den Auftritten: kilianziegler.ch.
Foto: Sven Germann



TAG 2 4 VON 11 BILDERN

TAG 3 12 VON 18 BILDERN



Ich bin so frei aber wozu?

Alle wollen frei sein – doch in der Freiheit warten auf uns nicht nur Glück und Selbstbestimmung. Eine philosophische Betrachtung von Autorin Marleen Stoessel.

Wir kennen alle die höfliche, auch manchmal ironisch gebrauchte Wendung: «Ich bin so frei.» Man setzt sich irgendwo dazu, nimmt sich etwas und gibt dem Gegenüber das Gefühl einer grosszügigen Gewähr. Diese Wendung verweist anschaulich darauf, wie stark sich das Spiel der Freiheit an der Grenze zu Anderen vollzieht. Was aber hat es mit diesen Grenzen auf sich?

Abhängigkeiten zeigen immer Herrschafts- und Machtverhältnisse an. Sei es zum einen die Herrschaft eines fremden Willens über den eigenen, ob im «klassischen» Herr-Knecht-Verhältnis oder modernisiert zwischen Chef und Angestellten, Täter und Opfer, Gefangenem und Wärter, Wirt und Gast, Schüler und Meister, ja auch zwischen Eltern und Kind. Sei es zum anderen die Herrschaft von Süchten, Wünschen, Gefühlen, die uns abhängig und unfrei machen. Oder sei es ein Schicksalsschlag, eine Behinderung oder Einschränkung unserer Bewegungsfreiheit, eine Krankheit, materielle Not, das Alter oder Pflegebedürftigkeit.

Immer wird etwas Anderes über unseren eigenen Willen bestimmen. Wir sind abhängig, nicht frei zu tun und selbst zu bestimmen, wie wir handeln. Abhängigkeit kann in Hörigkeit münden, physisch wie geistig, kann symbiotischen Charakter annehmen, kann Unmündigkeit bedeuten, Erstarren in Ritualen, Obsessionen, fixierten Abläufen und Strukturen – immer lähmt sie unseren Willen, unsere Selbstbestimmung, unsere Mündigkeit, die auf Freiheit, Autonomie ausgerichtet sind. Was aber wäre diese Freiheit?

Unser Wille geschehe

Kluge Philosophen wie zuletzt der russisch-britische Philosoph und politische Denker Isaiah Berlin haben zwischen negativer und positiver Freiheit unterschieden, einer Freiheit von etwas (negativ) und einer Freiheit zu etwas. Frei von Abhängigkeiten würde also eine negative Freiheit ausdrücken: frei von fremdem Wollen, frei von Sorgen, Lasten, Bevormundung, fremder Hilfe, was auch immer die tägliche Erfahrung bietet. Diese Freiheit umschreibt all das, was wir heute im Sinne der Selbstverwirklichung, Selbsterfüllung, persönlicher Autonomie zu erreichen versuchen: kein Pflegefall zu werden, niemandem zur Last zu fallen, in niemandes Abhängigkeit, in niemandes Schuld zu geraten, auch nicht der eigenen Verwandten oder Freunde – das ist die angesagte Devise, der unser individuelles und kollektives Streben gilt. Selbst den Zeitpunkt des Todes möchten wir möglichst dem eigenen Willen überlassen, und weder dem Lauf der Natur, dem «Schicksal» noch Ärzten oder ihren Apparaturen, die heute oft an die Stelle des altmodischen Schicksals treten.

Diese Beispiele zeigen, wie sehr Abhängigkeit und entsprechend auch ihr Gegenbegriff, die negative Freiheit, nicht nur den Einzelnen, sondern auch die Gemeinschaft, unser soziales, ökologisches und politisches Gefüge prägen. Wir sind nicht allein, wir hängen aneinander, hängen voneinander ab.

Gegen diese soziale Abhängigkeit ist aber ein Grossteil unserer Massnahmen gerichtet, sie sollen dem Einzelnen so viel selbstbestimmtes Dasein wie möglich geben. Indessen liegt darin ein Paradox, das im negativen Begriff dieser Freiheit selbst begründet ist: Je mehr Technik, Medizin, Werbung, Ökonomie oder die Kosmetikindustrie darauf zielen, uns unabhängig zu machen von allem, was uns schicksalhaft zu unterwerfen droht, desto mehr

verschiebt sich die Grenze zur angestrebten Autonomie. Wir werden abhängig von genau diesen Massnahmen und Versprechungen – statt unabhängig werden wir Opfer von Scham- und Schuldgefühlen, wenn wir die vielen Angebote ablehnen. Die versprochene Autonomie wird entsprechend zu einem Schein, über den ökonomische Interessen regieren.

So wie der Individuelle in den sozialen Bereich hineinragt, an ihn gebunden bleibt, so verändert der Soziale ins Wirtschaftssystem, in die Technologie und die Politik, die wiederum ins globale Netzwerk verwoben sind. Wer sich auch daraus zu lösen versucht, hält womöglich im Kosmos nach neuen Planeten Ausschau. Vergebens: Denn Unabhängigkeit bleibt auch im Weltraum ein Phantom.

Richtschnur für den aufgeklärten Bürger

Wie aber steht es mit ihrem Gegenbegriff, der positiven Freiheit? Zu sein, zu wollen, den Willen und die Wünsche selbst zu lenken, vielleicht sogar bis zu einem gewissen Grad in gewollten, freiwilligen Abhängigkeiten zu leben? Der Philosoph Immanuel Kant war der Erste, der dieser Freiheit im 18. Jahrhundert explizit ihre Richtung vorgab. Er trennte die Willensfreiheit – der Inbegriff menschlicher Freiheit – von jeglicher Willkür, also auch von Macht, Launen und Leidenschaften, die manche mit Freiheit verwechseln, und gab ihr eine moralische Bestimmung, die am Willen des Anderen ihre Grenze hat. «Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne», lautet sein berühmter, in mehrere Fassungen gegossener Kategorischer Imperativ – eine Richtschnur für den vernunftbegabten, aufgeklärten, mündigen, moralisch verantwortlich handelnden Bürger. Da steckt bei aller revolutionären Gesinnung und Aufgeklärtheit auch viel Idealismus drin. Doch die Substanz dieser Maxime hat die Jahrhunderte überstanden und reicht bis in unsere demokratisch-liberale Verfassung hinein, beginnend mit dem ersten Paragraphen des Grundgesetzes: «Die Würde des Menschen ist unantastbar.»

In unsere modernen demokratischen Verfassungen sind mit der Gewaltenteilung die Regularien eingebaut, die dafür sorgen, dass Freiheit nicht zum Privileg Einzelner verkommt.

Wie gefährdet diese Würde auch immer ist, wie auch immer sie negiert und mit Füßen getreten wird – in ihr allein liegt unsere positive Freiheit begründet: Jeder Mensch, als Geschöpf jedem anderen gleich, hat die Freiheit zu leben und diese Freiheit nach seinen Möglichkeiten zu leben. Diese unableitbare Würde gilt selbst für den grössten Verbrecher, weshalb Europa, das sich auf diese Würde als Grundwert unseres Menschseins bezieht, die Todesstrafe abgeschafft hat. Freiheitsrechte sind Grundrechte, sind Menschenrechte, die nach dem Zweiten Weltkrieg von der UNO fixiert und in unsere Verfassung aufgenommen wurden.

In der menschlichen Geschichte spiegelt sich der immerwährende Kampf um diese Rechte, um Unabhängigkeit und Freiheit, um Freiheit von Sklaverei, Fremdherrschaft, von Unterdrückung im Grossen wie im Kleinen. In unsere modernen demokratischen Verfassungen sind mit der Gewaltenteilung die Regularien eingebaut, die dafür sorgen, dass Freiheit nicht zum Privileg Einzelner verkommt.

Doch das Konfliktpotential bleibt auch in den kulturellen Gesetzen erhalten. Vom antiken Drama über Schiller und Goethe bis zu den Endspielen von Beckett steht das menschliche Freiheitsspiel immer wieder im Zentrum, das die persönliche Autonomie und die Verpflichtungen gegenüber dem Anderen oder einer Gemeinschaft oft in unauflösbarer Verstrickung zeigt. Ein immer wieder verhandeltes Thema ist dabei das Gastrecht, das in allen Kulturen tief verwurzelt ist und dem Asylrecht nahekommt. Es kann geradezu als Metapher für diesen Konflikt zwischen Pflicht und Freiheitsbedürfnis angesehen werden, auch dieser ist oft ausweglos.

In seiner 1957 erschienenen Erzählung *Der Gast* hat Albert Camus einen solchen Konfliktfall dargestellt – die tiefe Abhängigkeit, in die Gast und Gastgeber wechselseitig geraten können, sobald sie dieses Verhältnis eingehen, ob gewollt oder nicht. Die Handlung spielt kurz vor dem algerischen Unabhängigkeitskrieg, dem Camus mit zwiespältigem Engagement für die Sache der arabischen Algerier begegnete.

Einem auf einer Hochebene in Algerien tätigen, aus Frankreich stammenden Lehrer namens Daru wird von der Kolonialbehörde ein verhafteter Araber übergeben, der in einer Familienfehde seinen Vetter umgebracht hat. Der Lehrer soll ihn für eine Nacht beherbergen und anderntags der Polizei im nächsten Dorf ausliefern. Entgegen seinem Willen muss der Lehrer sich der Order unterziehen und den Fremden, mit dem er sich nur über Gesten verständigen kann, aufnehmen. In Angst und Misstrauen, vor allem seitens des Lehrers, verbringen beide die Nacht – vergebens hofft Daru, dass der Araber, den er gleich nach der Übergabe von seinen Handfesseln losbindet, fliehen möge, um ihn so von dem Auslieferungsauftrag zu befreien. Am anderen Morgen brechen sie beide in Richtung des genannten Dorfes auf. An einer Weggabelung verabschiedet der Lehrer den Gast, indem er ihm bedeutet, dass der eine Weg zurück zu den Nomaden in die Freiheit führt und der andere zu der Polizeibehörde, die ihn dem Gericht ausliefern wird. Der Lehrer macht sich auf den Heimweg, und als er sich noch einmal umdreht, sieht er den Araber auf dem Weg ins Dorf, zur Polizei.

Nicht nur das Verhalten des Lehrers, der nicht bereit ist, den Gast trotz seines Verbrechens auszuliefern – auch das Verhalten des Arabers folgt dem ungeschriebenen Gesetz der Gastfreundschaft. Hätte der Araber den Weg in die Freiheit eingeschlagen, hätte er seinen Gastgeber in ernsthafte Gefahr gebracht. Dass die Gefahr aber von anderer Seite droht, wird Daru nach der Rückkehr gewiss, als er auf der Tafel die Worte liest: «Du hast unseren Bruder ausgeliefert. Das wirst du büßen.»

Diese Erzählung ist eine tiefgründige, bis heute höchst aktuelle, brisante Parabel auf die menschliche Freiheit und Unfreiheit, ihre oft unauflösbare Verknüpfung, in der in diesem Fall beide Parteien, ihren eigenen ungeschriebenen Gesetzen folgend, schlicht den Part der Menschlichkeit wählen. Diese Wahl ist die einzige und damit wirkliche Freiheit, die ihnen bleibt und die sie voll bewusst ergreifen.

Der Schein der Selbstbestimmung

Mit welchen Vorzeichen aber präsentiert sich die Freiheit heute? Mit der rasanten technologischen Entwicklung der letzten 40 Jahre und dem sich immer wilder gebärenden internationalen Kapitalismus ist eine neue Art der Diktatur entstanden: jene des Konsums und künstlich erzeugter Bedürfnisse, die hinter dem Schein von Selbstbestimmtheit nur eine Spirale immer grösserer Abhängigkeiten erzeugt, auch innerhalb der Finanzmärkte und Monopole selbst. Zugleich droht sie, im Zuge der skrupellosen Ausbeutung der Natur und der Tiere, den Planeten zu zerstören – mit dem galoppierenden Klimawandel als höchstes Alarmzeichen. Wie in Goethes *Zauberlehrling* riskiert die Welt, den Bannspruch zu vergessen, den Code, der dieser Spirale Einhalt gebietet, die den Bann zu lösen imstande ist und uns befähigt, die Notbremse zu ziehen und die Zerstörung unseres Planeten, allen Lebens auf ihm aufzuhalten.

Kants aufgeklärten Vernunftbegriff weiterdenkend, hat der Philosoph Hans Jonas den Begriff der «Verantwortung» in den Freiheits-Diskurs eingeführt. Die Verantwortung, die aus der Wertschätzung unseres Lebens, der Welt, der Schöpfung kommt und uns auch gegenüber künftigen Generationen eine Verpflichtung auferlegt. Weshalb Jonas Kants Kategorischen Imperativ noch weiterreichend fasst: «Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden.» Weitsichtiger hätte er das im Jahr 1979, in dem sein Buch *Das Prinzip Verantwortung* erschien, nicht formulieren können.

Der Blick aus dem Weltraum auf unsere blau marmorierte Erdkugel hat allen, die ihn erleben durften, nicht nur deren Schönheit gezeigt, sondern sie auch Bescheidenheit und Ehrfurcht gelehrt. Zuletzt war es der deutsche Astronaut Alexander Gerst, der sich auf berührende Weise aus seiner Raumkapsel an die Erdbewohner wandte und an die menschengemachten Verheerungen erinnerte: an die abgeholzten Regenwälder, die Vermüllung der Meere, die Verpestung unserer Atmosphäre mit Kohlendioxid und den Irrwitz der Kriege – woraus wiederum Hungersnöte und Migrantenströme resultieren, da eines vom anderen abhängig ist, eines mit dem anderen zusammenhängt.

Gegen den Wahn der menschlichen Allmacht, der mit künstlicher Intelligenz und Gentechnologie sogar in unser menschliches Erbgut einzugreifen beginnt, hat Alexander Gerst zur Rückbesinnung auf Fähigkeiten aufgefordert, wie Kinder sie noch im freien Spiel ihrer Phantasie, in ihrer Neugier auf die Welt, im Staunen bewahren. Eine Besinnung, die uns zugleich an unsere Zugehörigkeit zur Natur erinnert. Denn die Zerstörungen, die wir täglich weltweit erfahren, sind von erwachsenen Menschen gemacht! Im zweckfreien Spiel der Phantasie aber weiten sich die Grenzen, befreit sich der Mensch von den kalten Zielen einer instrumentellen Vernunft, die nurmehr ein Zerrbild jener Vernunft ist, die der grosse Aufklärer und Humanist Kant im Sinne hatte.

Zahllos sind im Gegenzug die Beispiele in Geschichte und Gegenwart, wie Menschen ihre grösste äussere Unfreiheit, ob schicksalhaft oder erworben, in eine innere Freiheit zu verwandeln vermochten. Indem es ihnen gelang, mit Mut und Phantasie Grenzen zu weiten und durchlässig werden zu lassen. So dass Abhängigkeit, so wie in jedem Bündnis zwischen Menschen – man denke nur an die Ehe –, dem freien Willen unterliegt.

Alles auf Erden, ja auch im kosmischen unendlichen Raum, hängt aneinander und voneinander ab. Das indische Kegon-Sutra hat dafür ein schönes Bild, das «Indras Netz» heisst. In diesem wird die Verbundenheit alles Seienden mit einem Netz aus Edelsteinen verglichen, in dem jeder Stein seine Eigenheit, sein Eigensein bewahrt und in all seinen Facetten zugleich alle anderen unendlich in sich reflektiert. Genau darin könnte das Konzept einer positiven Freiheit liegen: Bewahrung des (freien) Einzelwillens in der unendlichen Reflexion eines Gesamtwillens, der dieses Netz darstellt. Statt eine falsch verstandene Autonomie, die Illusion einer Unabhängigkeit zu nähren, würde man vielmehr diesen Zusammenhang begreifen lernen und daran mitwirken, dass daraus wie in einem grossen Orchester ein Zusammenklang entsteht. ●

Marleen Stoessel (*1943) studierte unter anderem Literatur, Kunstgeschichte und Philosophie, arbeitete als Hochschuldozentin, Dramaturgin, Kritikerin und Theaterregisseurin und ist seit vielen Jahren für Zeitungen, Magazine, Rundfunk und Fernsehen tätig. Die Autorin lebt weitgehend in Berlin.



Zahllos sind die Beispiele
in Geschichte und Gegenwart,
wie Menschen ihre grösste
äussere Unfreiheit, ob schick-
salhaft oder erworben, in
eine innere Freiheit zu ver-
wandeln vermochten.



Tonjaschja Adler, *ABC der UnMöglichkeiten*, 2019. Siebdruckplakate.
 © 2019 ProLitteris, Zurich.
 Werk in der Ausstellung *abhängig?*

«Mit dem *ABC der UnMöglichkeiten* dekliniere ich Bedingungen des Ausgesetztseins bzw. der gegenseitigen Abhängigkeit sowie die Verletzlichkeit in einer Position von Abhängigkeitsverhältnissen und das daraus entstehende Unvermögen zu handeln.» Tonjaschja Adler

Besteht unser Alltag nicht zu einem viel grösseren Teil aus Pflichten und Zwängen, aus viel mehr Müssen und Sollen, als wir es uns eingestehen möchten? «Ich soll heute an einer Sitzung teilnehmen, ich muss dafür pünktlich sein, ich darf den Bus nicht verpassen.» Wie oft zieht ein Müssen das nächste nach sich? Noch schwieriger ist es, wenn all diese Imperative nicht miteinander zu vereinbaren sind und wir so an die Grenzen unserer Wahlmöglichkeiten stossen. «Ich würde so gerne und könnte auch, aber ich darf nicht, weil mir die Zeit fehlt.»

Mit den daraus resultierenden Blockaden, den *UnMöglichkeiten*, beschäftigt sich die Arbeit von Tonjaschja Adler. Die Künstlerin fasst in drei Sätzen komprimiert zusammen, wie gegenseitige Abhängigkeitsverhältnisse zu einem Kreislauf werden können. Wenn man etwas muss, aber nicht will, bleibt etwas anderes auf der Strecke, was man lieber täte. Je nachdem, wo man beim Lesen die Betonung setzt, wirkt dieses *ABC der UnMöglichkeiten* mal humorvoll, mal bedrückend.

Der Titel der Arbeit versteht die Wendung ABC einerseits als Anspielung auf das Alphabet, andererseits in seiner übertragenen Bedeutung als Basis oder Grundlage von etwas. *kw*

Die Zürcher Künstlerin TONJASCHJA ADLER (*1968, Stuttgart) arbeitet schwerpunktmässig in der performativen Fotografie. Tonaufnahmen, Projektionen und visuelle wie auditive Textarbeiten sind weitere Schwerpunkte ihrer Tätigkeit. Inhaltlich gilt Adlers Interesse häufig Themen und aktuellen Diskursen aus Gesellschaft, Medien und Philosophie.

Ist das Leben offline schöner?

Unser Umgang mit digitalen Medien ist nicht unproblematisch. Autor Christoph Koch verzichtete sechs Wochen komplett darauf und fasste den Selbstversuch im Bestseller *Ich bin dann mal offline* zusammen. Die analoge Welt öffnete ihm die Augen.

Am ersten Tag meines Selbstversuchs passierte etwas höchst Eigenartiges: Meine Hose vibrierte. Das allein wäre noch nicht bemerkenswert gewesen, denn das hatte sie in den letzten Wochen und Monaten andauernd getan: Immer, wenn eine Nachricht auf meinem Smartphone eintraf, fing dieses – auf lautlos, aber Vibrationsalarm gestellt – in meiner Hosentasche an zu brummen. Doch mein Smartphone lag ausgeschaltet und weggesperrt in meiner Schreibtischschublade zuhause. Ich hatte schliesslich das «Experiment Offline» begonnen. Warum bildete ich mir trotzdem ein, eingehende Nachrichten an genau der Stelle zu spüren, an der ich sonst mein Telefon trug – nämlich der vorderen rechten Hosentasche? Ich sass ratlos im Café, zum ersten Mal seit langem wieder eine Zeitung aus Papier lesend statt des endlosen Twitter-Newsfeeds. Und nahm mir vor, der Sache mit dem «Phantomvibrieren», wie ich es in Ermangelung eines besseren Ausdrucks nannte, auf den Grund zu gehen. Später, wenn mein Selbstversuch beendet und ich wieder im Internet recherchieren kann. Jetzt stand ich aber erst am Anfang: sechs Wochen ohne Anschluss.

Verzicht führt zu Entzugerscheinungen

Mein Selbstversuch und somit auch dieses Erlebnis sind mittlerweile einige Jahre her und ich konnte durch spätere Recherchen herausfinden, dass ich tatsächlich nicht der einzige bin, der unter diesem Phänomen litt und leidet. Die meisten Menschen bilden sich jedoch nicht einen Vibrationsalarm ein, sondern glauben ihren Handyklingelton zu hören, auch wenn ihr Telefon gar nicht läutet. Die Forschung hat sogar den schönen Begriff «ring-ciety» (ein Kofferwort aus ring/klingeln und anxiety/Angst) geprägt und geht davon aus, dass das Phänomen durch übermässige Nutzung von Mobil- oder Smartphones entsteht. Auch mir erschienen die Phantomvibrationen ein Beleg dafür, dass ich es zuvor mit der Smartphone-Nutzung, dem ständigen

Online-Sein übertrieben hatte. Und nun, da ich mir für mein Experiment komplett den Stecker gezogen hatte, Entzugerscheinungen verspürte. Auch sonst war der Anfang meines Experimentes alles andere als angenehm: Ich fühlte mich abgeschnitten vom Weltgeschehen, den Nachrichten, aber auch von meinen Freunden.

Gerade Letzteres überraschte mich. Denn ich war immer davon ausgegangen, über einen gesunden analogen Freundeskreis zu verfügen: Treffen von Angesicht zu Angesicht bei Pizza, einem Bier oder beidem, gemeinsame Konzert- oder Kinobesuche mit Freunden aus Fleisch und Blut – was sollte sich da durch Internetabstinenz ändern? Was ich nicht bedacht hatte: Fast alle dieser realen Treffen werden digital angebahnt. Eine Geburtstagsfeier per Rundmail, die Frage nach Bierdurst per SMS und so weiter. Fast nichts ist heutzutage so verpönt wie der unangekündigte Hausbesuch: «Ich war gerade in der Gegend.» Nein, man muss vorher mindestens siebenmal hin und her schreiben, bis ein Treffen dann tatsächlich stattfinden kann. Wie schwer es vielen Menschen inzwischen fällt, sich verbindlich einige Tage im Voraus festzulegen, merkte ich während meiner Onlineabstinenz schnell: «Ich kann dir ja eine Nachricht schreiben, wenn ich aus dem Büro komme, und dann schauen wir, wo wir uns treffen», war eine oft gehörte Antwort, wenn ich mich mit Freunden für in ein paar Tagen verabreden wollte.

Mein Einwand, ich hätte derzeit kein Telefon, kein WhatsApp, keine Mails, gar nichts, wurde meist mit weit aufgerissenen Augen quittiert. Dann ging das Abwägen los: Einerseits waren die meisten durchaus ein wenig neidisch. Mal ein paar Wochen ohne die ganzen Mails der bescheuerten Kollegen, ohne zeitfressende Rundschreiben der Kita-Facebook-Gruppe, ohne Zeitvertrödeln im Netz, obwohl man eigentlich «nur schnell was googeln» wollte? Klang gar nicht so schlecht. Doch nach ein paar Sekunden fiel fast immer das Urteil. «Trotzdem – das könnte ich nie!»

Scheitern am Stadtplan

Auch meinem Arbeitsumfeld verlangte ich einiges ab. Meine digitale Auszeit sollte ja kein Hängemattenurlaub sein, sondern ich wollte so normal wie möglich weitermachen – um herauszufinden, wie sich das Internet inzwischen in mein Leben gefräst hatte und ob ich ohne überhaupt noch über die Runden käme. Kleiner Spoiler: Es ging. Oft war es mühsam. Zum Beispiel, wenn ich statt Google Maps wieder den alten Stadtplan auseinanderfalten musste – und wie früher nie wieder ordentlich kleingelegt bekam. Oder wenn ich aus Geruchsgründen den Atem in einer der letzten verbliebenen Telefonzellen anhalten musste, wenn ich unterwegs jemanden erreichen wollte. Meine journalistischen Texte schrieb ich in dieser Zeit am (offline-geschalteten) Computer, der also wie eine Art Schreibmaschine fungierte, dann schickte ich die Texte auf CD-ROM per Post in die Redaktionen. Machen wir uns nichts vor: Ein paar Wochen wurde diese «Schrulle» im Dienste meiner Buchrecherche geduldet – dauerhaft könnte ich meinen Beruf so nicht ausführen. Aber so geht es inzwischen wohl den allermeisten.

Trotzdem merkte ich nach etwa zwei Wochen, wie sich zu den negativen Effekten – dem Gefühl der Abgeschnittenheit oder dem Telefonzellenmief etwa – auch positive Aspekte gesellten. Vor dem Selbstversuch hatte mein Tag damit begonnen, endlose digitale To-do-Listen abzuarbeiten. Mails checken, Twitter checken, Facebook checken – und bis ich einmal durch war und

Im ständigen Trommelfeuer

aus eingehenden Mails, aufpoppenden Eilmeldungen und der ständigen Angst, etwas in den Sozialen Medien zu verpassen, hatte ich wie viele andere verlernt, wie es sich anfühlt, sich wirklich auf eine Sache zu konzentrieren.

alle eingegangenen Nachrichten beantwortet hatte, waren schon wieder neue eingegangen. Dass ich kein Einzelfall war, tröstete mich wenig: «Manchmal ackere ich den ganzen Tag vor dem Rechner und am Abend habe ich trotzdem das Gefühl, nichts geschafft zu haben», lautete eine häufige Klage von modernen

TOTAL DIGITAL

Eine Studie der Uni Zürich zeigt: Gegenüber 2011 hat sich die Online-Zeit der Schweizer verdoppelt. 25,5 Stunden surfen Schweizerinnen und Schweizer pro Woche durchschnittlich im Internet.

Schweizer verbringen täglich zwei Stunden am Mobiltelefon.

Forscher des deutschen «Mental Balance»-Projekts analysierten über eine App das Verhalten von 60 000 Smartphone-Nutzern. Dabei fanden sie heraus, dass die Nutzer pro Tag 88 Mal das Smartphone einschalten. 35 Mal, um die Uhrzeit zu checken oder nachzuschauen, ob sie eine neue Nachricht bekommen haben. 53 Mal zum Surfen, Chatten oder um eine andere App zu nutzen.

4,4 Milliarden Menschen sind pro Tag mehr als sechseinhalb Stunden online, 3,5 Milliarden nutzen Social Media.

Die Internetnutzung steigt rasant: Pro Sekunde schalten sich 11 neue Nutzer in den Online-Welten zu.

Über Facebook Messenger und WhatsApp werden täglich 60 Milliarden Nachrichten verschickt.

Arbeitsbienen der Wissensgesellschaft, wenn ich im Freundes- und Kollegenkreis herumfragte. Ohne Internetstandleitung zum Smartphone auf meinem Nachttisch begannen meine Tage anders, selbstbestimmter: Ich fragte mich, was heute zu tun sei, welche Aufgaben ich mir vorgenommen hatte. Dann packte ich sie an, eine nach der anderen, ohne Ablenkung und Unterbrechung. Und irgendwann war ich fertig. Eigentlich einfach, aber im ständigen Trommelfeuer aus eingehenden Mails, aufpoppenden Eilmeldungen und der ständigen Angst, etwas in den Sozialen Medien zu verpassen, hatte ich wie viele andere verlernt, wie es sich anfühlt, sich wirklich auf eine Sache zu konzentrieren.

In viele schlechte Angewohnheiten bin ich nach Ende meines Selbstversuchs wieder zurückgefallen. Obwohl ich mir geschworen habe, es nie wieder zu tun, tippe ich manchmal immer noch heimlich Mails, während ich mit zwischen Schulter und Ohr eingeklemmtem Hörer telefoniere. Leise, damit der Gesprächspartner nichts von meiner Unhöflichkeit merkt. Auch den Internet-Sabbat, also einen Offline-Tag pro Woche, hielt ich nur etwa ein Jahr lang durch, dann erschien

Denn eines ist klar: Weder können wir die Uhr zurückdrehen, noch sollten wir das wollen. Unsere Smartphones zu verbrennen und in die analogen Wälder zurückzuziehen, kann keine Lösung sein.

vermutlich das Smartphone-Spiel *Pokémon Go* und meine guten Vorsätze waren dahin. Aber den Ratschlag, den Tag nicht mit dem Abarbeiten der eigenen Inbox zu beginnen, sondern die erste Energie und die ersten Stunden des Tages in die eigenen Prioritäten zu investieren, versuche ich nach wie vor so oft es irgend geht zu befolgen. «Wenn wir morgens als Erstes die eingehenden Mails lesen, haben wir nicht nur Zeit verloren, sondern die beste und frischeste Chance, etwas Neues zu beginnen», schreibt US-Internetexperte Seth Godin und bringt es damit meiner Meinung nach auf den Punkt. «Das Erste, was wir tun sollten, ist auf unsere eigenen Ziele hinzuarbeiten, anstatt uns damit zu beschäftigen, wie andere auf das reagiert haben, was gestern passiert ist.» Diese Konzentrationsphase zu Beginn des Tages zusammen mit dem Abschalten sämtlicher «Notifications», also den kleinen Benachrichtigungsfenstern auf Smartphone oder PC, sind auch die beiden wichtigsten Ratschläge, die ich Menschen gebe, wenn sie mich nach meinen bleibenden Erkenntnissen aus dem Selbstversuch fragen oder nach Tipps für ein besseres digitales Leben.

Denn eines ist klar: Weder können wir die Uhr zurückdrehen, noch sollten wir das wollen. Unsere Smartphones zu verbrennen und in die analogen Wälder zurückzuziehen, kann keine Lösung sein. Denn unterm Strich bringt die digitale Vernetzung zu viele Vorteile und Fortschritte mit sich. Manche davon (wie die Demokratisierung des Wissens) sind sicherlich grösser und bedeutsamer als andere (Sushi-Bestellung per App).

In der digitalen Welt gehen wir schnell vergessen

Als mein Offline-Experiment zu Ende ging, hatte ich seltsamerweise Angst vor der Rückkehr in die digitale Welt. Ich hatte mich an das langsamere Tempo und den niedrigeren Geräuschpegel in meinem Kopf gewöhnt, mir graute schon alleine vor dem Tsunami an E-Mails, der in meinen Rechner rauschen würde, in dem Augenblick, in dem ich den Router zu Hause wieder anschaltete.

1024 waren es am Ende genau. Ich war absurderweise ein wenig enttäuscht. Da ich vorher auf über 100 Mails pro Tag gekommen war, hatte ich nach sechs Wochen logischerweise rund 4000 Nachrichten erwartet. Nur

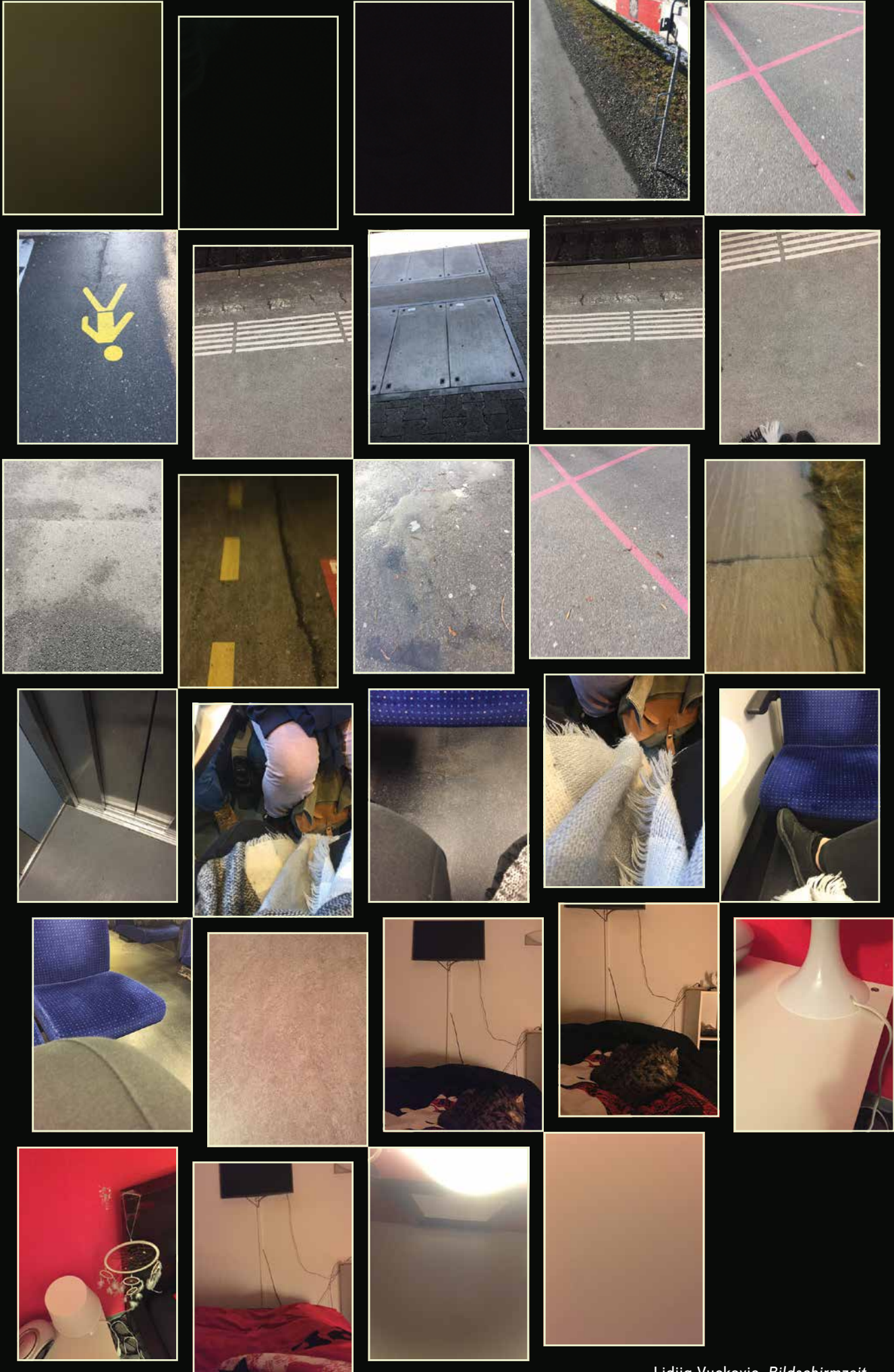
ein Viertel davon fühlte sich also nach massivem Bedeutungsverlust an. Wollte die Welt nichts mehr von mir wissen? War ich durch meine «Digital Detox»-Aktion irrelevant geworden? Ein Grund von vielen, warum wir von den digitalen Gerätschaften so oft nicht lassen können, ist ja unser albernes Gefühl, unersetzbar zu sein. Die Welt könnte zusammenbrechen, wenn wir nicht alle fünf Minuten unsere Messages checken. Oder vielleicht noch schlimmer: Wir könnten erkennen, dass auch alles ohne uns weiterläuft, dass alle gut zurechtkommen, ohne dass wir unseren digitalen Senf dazugeben.

Auch ich war kurz irritiert: Warum zum Teufel nur 1024? Dann ging mir ein Licht auf: Wer wochenlang selber keine Mails mehr schreibt, bekommt natürlich auch keine Antworten mehr. Keine endlosen «AW: AW: AW: Ihre Mail vom 17. Juni»-Ketten. Ich war beruhigt. Wirklich wichtig waren von den 1024 übrigens nur eine Handvoll. Der Rest war entweder nie wirklich wichtig gewesen – oder hatte sich inzwischen von selbst erledigt. ●

Christoph Koch (*1974) ist freier Journalist, Buchautor, Vortragsredner und Moderator. Er schreibt u.a. für das Wirtschaftsmagazin *brand eins*, für *NEON*, *SZ-Magazin*, *Monocle*, *GQ* und *Wired*. Sein Buch *Ich bin dann mal offline* wurde zum Spiegel-Bestseller.

Foto: Urban Zintel, Blanvalet





Lidija Vuckovic, *Bildschirmzeit*

Wozu braucht es Top-Journalismus?

Um Sachlagen beurteilen zu können, brauchen wir verlässliche Informationen. Unserer Demokratie bricht gerade die vierte Macht weg – der Journalismus. Autor Ronnie Grob skizziert mögliche Auswirkungen.

Der klassische Journalismus ist im Niedergang, denn die Abo- und Werbeeinnahmen sinken zunehmend rasant. Die Werbegelder verlagern sich ins Internet, zu den Sozialen Medien und zu anderen Websites, die Abogelder zu internationalen Plattformen wie Netflix, YouTube oder Spotify. Die jungen, klugen Talente, die den klassischen Journalismus einst in Massen gestürmt haben, orientieren sich um. Die immer noch zahlreichen Journalistenschulen sehen sich mit weniger Anmeldungen konfrontiert. Auch hochdekorierte Journalisten verlassen den Journalismus. Und das überrascht nicht.

Während in den 1990er Jahren in den Redaktionen noch der Champagner floss oder wenigstens das Bier, wird die Arbeitskraft von Journalisten heute vielerorts ausgepresst. Mit immer weniger Personal soll nicht nur die gleiche Qualität geleistet werden, sondern auch die gewohnten Pensen. Das ist nicht möglich, und das haben auch die Konsumenten gemerkt. Entweder verabschieden sich die Schreiber mit einer Kündigung oder sie wechseln zu jenen handverlesenen Medien, die weiterhin kompromisslos Qualität liefern.

Seit das Internet das Monopol der Zeitungsmacher gebrochen hat, können alle selbst kommunizieren.

Es ist so: Seit das Internet das Monopol der Zeitungsmacher gebrochen hat, können alle selbst kommunizieren. Sie machen es auf neuen Massenmedien wie Twitter, Facebook und LinkedIn, aber auch mit eigenen Publikationen, die mitunter der etablierten Presse in nichts nachstehen. Nein, um die Massen zu erreichen, braucht es den Journalismus nicht mehr.

Von der Demokratie zur Diktatur

Kritische, sich gegenseitig mit Niveau widersprechende Medien jedoch, die den Bürgern mehr bieten als Propaganda und Fake News, sind gerade in einer direkten Demokratie unerlässlich. Wer sich nicht mehr für das Staatswesen interessiert, sich nicht mehr in der Demokratie engagiert, wird eines Tages in einer Diktatur aufwachen. Die Mächtigen in Staat und Wirtschaft warten nur darauf, dass ihnen niemand mehr auf die Finger schaut.

Gute, kritische Journalisten sind Überzeugungstäter – ginge es ihnen nur ums Geld, hätten sie eine andere Branche gewählt. Um ihre Arbeit fortführen zu können, benötigen sie weiterhin Unterstützung. Das geht mit dem Bezahlen von Abos und Inseraten, aber durchaus auch mit direkten Zuwendungen an Medien oder an Journalisten. Warum nicht einen Teil des eigenen Erbes direkt jenen zukommen lassen, die herausragende, wichtige Arbeit leisten? So viel braucht es gar nicht: Mit einer Million Franken kann eine gute Journalistin in Zürich – jeden Monat gut bezahlt – zehn Jahre lang kritische Artikel schreiben. In Kambodscha oder Kolumbien sogar ein Leben lang. ●

Ronnie Grob (*1975) ist Chefredaktor des in Zürich erscheinenden Autoren- und Debattenmagazins *Schweizer Monat*.



Weshalb hat das Thema einen schlechten Ruf?

Vor allem mit emotionalen Abhängigkeiten tun sich viele Menschen schwer: obwohl wir naturgegeben bedürftig sind. Psychologin Tamara Lewin ortet einen der Gründe in den Kinderjahren.

Wir Menschen beginnen unser Leben in ziemlich umfassender Abhängigkeit. Das ist so selbstverständlich, dass diese Tatsache leicht in Vergessenheit gerät – und es sich lohnt, sich diesen Fakt gelegentlich wieder vor Augen zu führen. Ob es uns passt oder nicht: Uns gibt es nicht ohne Abhängigkeit, und das wird uns auch immer wieder unter die Nase gerieben. Na und? Es ist kompliziert.

Abhängigkeiten prägen nicht nur den Beginn unseres Daseins, sondern durchgehend unser gesamtes, individuelles und gesellschaftliches Leben. Dennoch scheint es, als verknüpften wir mit dieser Dimension unseres (Er-)Lebens fast ausschliesslich negative Assoziationen und Gefühle sowie mit einer endlosen Palette an Strategien der Abwehr: exzessives Sammeln von sogenannten Matches auf Dating-Portalen (Ich brauche nicht Dich, ich brauche Optionen), geleaste Transportmittel (Verschuldung im Dienste der Emanzipation vom öffentlichen Verkehr), immer gerne helfen, aber nie Hilfe brauchen...

Zur Sucht führt ein schmaler Grat

Weniger harmlos zeigt sich unser Umgang mit dem Thema in der Stigmatisierung von Menschen mit sogenannten Abhängigkeitserkrankungen. Im Volksmund werden sie «Süchte» genannt und nur selten als Erkrankungen anerkannt. Vielmehr interpretieren sie Menschen oft als Zeichen von «schwachem» oder gar «schlechtem» Charakter. Vielleicht gerade deshalb, weil der schmale Grat zwischen Genuss, Wollen und Brauchen uns allen nur allzu vertraut ist – und uns direkten Weges zur Frage nach den ureigenen Grenzen führt.

Warum tun wir uns so schwer, uns mit Abhängigkeiten abzufinden? Natürlich gibt es auf diese Frage keine einfachen Antworten.

Zunächst: Die Konfrontation mit Abhängigkeiten bedeutet immer auch, sich mit eigenen Mängeln und der Begrenztheit anderer beschäftigen. In der Regel löst dies Unlust aus, und diese sind wir bestrebt, zu vermeiden. Das machen wir nicht nur individuell, sondern oft auch kollektiv. An einen Gott zu glauben, in klar geregelten Gemeinschaften mit überschaubarem Abhängigkeitsnetz zu leben, bietet manchen Menschen einen Rahmen, den existentiellen Abhängigkeitskonflikt einzugrenzen und diesem eine erträgliche Form zu geben. Dagegen herrscht in westlich geprägten Teilen der Welt ein widersprüchlicher Umgang mit Bindungen und Abhängigkeiten. Faktisch sind Abhängigkeiten zwar in unserem Leben nicht weniger geworden, sondern eher mehr und komplexer. Gleichzeitig werden wir permanent in unserem angeblich selbstverständlichen Wunsch bestärkt, kompromisslos alles aus uns selbst zu schöpfen: Etwa in der Werbung, die uns verspricht, dies mit diesem oder jenem Produkt zu ermöglichen.

Dazu kommt: So sehr wir auch durch viel Zwischenmenschliches und Umstände bestimmt sind, die Abhängigkeit ist niemals total. Das klingt zunächst nach einer guten Nachricht (und ist es auch), bedeutet aber auch: Arbeit, Arbeit, Arbeit, und zwar psychische Arbeit. Denn selbst wenn die vielen Gebundenheiten offensichtlich sind, bietet es sich in aller Regel nicht an, sich gänzlich in diese hineinzuschicken, auch wenn das unter Umständen verlockend wäre. Wir strecken also nicht alle Viere von uns und warten darauf, gesehen, versorgt, geliebt zu werden. Vielmehr gehen wir davon aus, dass wir dies durch selbstoptimierende

SO

Interventionen erwirken können und müssen. So befinden wir uns in einem ständigen Balance-Akt, wägen – oft unbewusst – ab, wo unsere Freiheitsgrenze liegt, wie viel wir beeinflussen können, wo wir Gegebenes und Nicht-Gegebenes akzeptieren müssen und ob wir Hilfe in Anspruch nehmen können.

Lasst uns Abhängigkeiten feiern

Diese Abwägungsprozesse sind für die einen mit mehr Stress verbunden als für andere, und das hat unterschiedliche Gründe: Die Psychoanalyse beleuchtet besonders, wie die psychische Entwicklung vom ersten Lebenstag an massgeblich durch unser unmittelbares Umfeld, durch primäre Bezugspersonen, geprägt wird. Diese gestalten den Rahmen unserer ersten Erlebnisse und haben die Aufgabe, dem fundamentalen Angewiesensein des Kindes in angemessener Weise zu begegnen. Erfährt ein Mensch in der Phase seiner grössten Abhängigkeit ein empathisches Gegenüber, das ihn nicht in seiner Bedürftigkeit annimmt, sondern diese vielleicht sogar geniesst oder missbraucht, wird ein Gefühl von Ausgeliefertsein entstehen, das ihn unter Umständen als Angst durch sein weiteres Leben begleitet. Er wird später Abhängigkeitserfahrungen des Alltags mit grösserer Spannung begegnen, sozusagen in unbewusster Erinnerung an die negativen Erfahrungen mit der ursprünglichen Abhängigkeit, wird vielleicht versuchen, jegliche Abhängigkeitsverhältnisse zu vermeiden oder sie zu leugnen. Oder aber sich umgekehrt in Beziehungen immer wieder in übermässige Abhängigkeiten stürzen. Oder versuchen, den inneren Konflikt zu lösen, indem er sich mit Substanzen das zu geben versucht, was ihm vorher vielleicht verwehrt geblieben ist.

Das Glück der Verliebten –

besteht dieses nicht gerade in der erfüllenden Möglichkeit, sich mit der eigenen Abhängigkeit zu versöhnen, indem man sich wechselseitig einem anderen übergibt?

Doch weder die Beobachtung der zahlreichen forciert autonomen Individuen noch kulturpessimistische Betrachtungen ändern etwas an der Tatsache: Es gibt kein «Sein» und das damit verbundene Glück ohne «Bezogenheit», ohne dass wir uns auf das Angewiesensein einlassen. Besonders in unseren Breitengraden neigen wir dazu, Glück und Freiheit nahe beieinander anzusiedeln. Vielleicht läge somit der Schlüssel in der Suche nach der inneren Freiheit, sich immer wieder in Abhängigkeiten hineinschicken zu können. Insbesondere diese Fähigkeit hält Menschen dazu an, sich weiterhin freiwillig in Beziehungen zu begeben, sich aneinanderzubinden, Familien zu gründen. Und man könnte die These wagen, dass sie das mit besonderem Erfolg tun, wo sie sich gegenseitig in ihrer Verletzlichkeit begegnen und darauf vertrauen können, mit dieser gesehen und anerkannt zu werden. Im besten Fall fühlt man sich dabei sogar aufgehoben.

Das Glück der Verliebten – besteht dieses nicht gerade in der erfüllenden Möglichkeit, sich mit der eigenen Abhängigkeit zu versöhnen, indem man sich wechselseitig einem anderen übergibt? Es wäre mitnichten der einzige, aber ein guter Grund, unsere Abhängigkeit nicht nur zu tolerieren, sondern sie gelegentlich sogar zu feiern. ●

Tamara Lewin (*1985) studierte Psychologie und Soziologie in Zürich. Sie arbeitet als psychoanalytische Psychotherapeutin in einer psychiatrischen Tagesklinik.



Sind Hochkulturen ein Geschenk der Natur?

Seit es den Menschen gibt, ist das Klima
sein steter Begleiter. Dieses kann Kulturen zur
Blüte verhelfen, sie aber auch zerstören.
Eine Abhängigkeit, die vielen erst gar nicht
bewusst ist. Von Adrian Lobe.

Vor zehn Jahren sorgte die maledivische Regierung mit einer spektakulären Unterwassersitzung für Aufsehen: Ausgestattet mit Neoprenanzügen, Wasserflossen und Sauerstoffflaschen tauchten Staatspräsident Mohamed Nasheed und seine Minister fünf Meter in die Tiefe, um an eigens versenkten Holztischen eine Kabinettsitzung abzuhalten. Die Journalisten schnorchelten den Ministern hinterher, die Kabinettsmitglieder unterzeichneten derweil mit wasserfesten Stiften eine Erklärung.

Mit der Aktion wollte die maledivische Regierung einen eindringlichen Appell an die Weltgemeinschaft richten. Der Inselstaat im Indischen Ozean, dessen höchste Erhebung 2,40 Meter über dem Nullpunkt liegt, ist durch den ansteigenden Meeresspiegel akut bedroht. Geht die Entwicklung so weiter, könnten die Atolle in ein paar Jahren tatsächlich verschwinden. Das Meer hat bereits Strände wie ein gefräßiges Monster verschlungen. Es ist ein dramatischer Wettlauf gegen die Zeit.

Die Entwicklung auf den Malediven, aber auch in anderen Regionen der Erde – etwa in Ozeanien oder Bangladesch – macht deutlich, wie abhängig die Menschheit vom Klima ist. Es gab in der Geschichte der Menschheit immer wieder Kulturen, die infolge klimatischer Veränderungen untergingen. Im Reich der Maya, das sich im 2. Jahrtausend über das heutige Guatemala, Belize, Honduras und Mexiko erstreckte und in dessen Stadtstaaten bis zu 60 000 Menschen lebten, kam es um das Jahr 1100 zu einem seltsamen Bevölkerungsschwund. Als Archäologen die versunkenen Städte – unter anderem die berühmte Ruinenstadt Chichén Itzá mit ihrer ikonischen Pyramide – entdeckten, entwickelten sie verschiedene Theorien: Ein Vulkanausbruch, ein Bürgerkrieg, eine Invasion, der Zusammenbruch von Handelsrouten oder gar eine Pandemie könnten für den Rückgang verantwortlich sein.

Die Hypothese, die in der Wissenschaft am meisten Beachtung fand: Der Klimawandel führte ursächlich zum Zusammenbruch der Stadtgesellschaften. Infolge einer Dürre sei es zu Ernteausfällen und einem Exodus gekommen. Belege für diese These gibt es allerdings

kaum. Das Problem: Auf Anordnung der katholischen Priester verbrannten die Konquistadoren die gesamten Buchbestände der Maya. Daher sind auch keine Klimadaten überliefert. Wissenschaftler müssen daher auf die Inschriften von Steinmonumenten, Hieroglyphen und Radiokarbondatierung zurückgreifen, um den chronologischen Ablauf der Maya-Geschichte zu rekonstruieren. Ein kompliziertes Puzzle.

In einer umfangreichen Analyse ist es amerikanischen und britischen Archäologen 2016 erstmals gelungen, eine Korrelation zwischen Niederschlag und Bevölkerungsrückgang zu identifizieren. Die Forscher stellten zunächst einen 70-prozentigen Rückgang von Kalenderinschriften in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts fest. Darüber hinaus konnten die Archäologen mithilfe der Radiokarbonmethode nachweisen, dass die Holzproduktion im gleichen Zeitraum einbrach. Dieser massive Rückgang der Kultur- und Holzproduktion fällt zusammen mit einer 95 Jahre anhaltenden Dürreperiode.

Natur ist ein genaues Klima-Archiv

Allein: Woher weiss man, wie viel Regen in Yukatan im Jahr 750 oder 1000 nach Christus fiel? Um Näherungswerte für die Niederschlagswerte zu erhalten, stützten die Archäologen ihre Untersuchung auf Isotopenanalysen. Anhand der chemischen Zusammensetzung von Steinen oder Pflanzen lässt sich ein relativ genaues Niederschlagsmuster einzelner Regionen rekonstruieren. Auch die Baumringe in Zentralmexiko kündeten von anhaltenden Trockenperioden. Die Natur ist ein sehr genaues Klima-Archiv.

In einer Studie aus dem Jahr 2018 entwickelten Forscher der Universitäten Cambridge und Florida ein Verfahren, um verschiedene Wasserisotope in Gips nachzuweisen, einem Mineral, das sich in Dürrezeiten bei sinkendem Wasserstand im See Chichancanab im Süden Mexikos bildet. Schon einige Jahre zuvor waren Forscher bei Bohrungen in Sedimentschichten auf Gipsablagerungen gestossen, die einen niedrigen Wasserstand indizierten.

Der Untergang der Maya war nicht der erste Klima-Kollaps in der Menschheitsgeschichte.

Auf Basis der Messungen fanden die Forscherteams aus Cambridge und Florida heraus, dass die jährliche Niederschlagsmenge im 9. Jahrhundert zwischen 41 und 54 Prozent eingebrochen ist. Die Luftfeuchtigkeit ging um zwei bis sieben Prozent zurück. «Die Rolle des Klimawandels beim Zusammenbruch der Maya-Kultur blieb lange umstritten, weil frühere Aufzeichnungen auf qualitative Rekonstruktionen beschränkt sind, zum Beispiel, ob die Wetterbedingungen feuchter oder trockener waren», wurde Studienautor Nick Evans zitiert. «Unsere Studie markiert jedoch einen substantiellen Fortschritt, weil sie eine statistisch robuste Schätzung der Niederschlags- und Feuchtigkeitslevel während dem Niedergang der Maya bietet.» Gewiss, retrospektiv kommen noch zahlreiche andere Faktoren ins Spiel. Die Überbevölkerung in einigen Regionen verschärfte die Verteilungskonflikte, die politisch nicht mehr moderiert werden konnten und in einen Bürgerkrieg mündeten. Trotzdem lässt sich vermuten, dass die Dürre der Anfang vom Ende der Maya-Kultur war.

Der Untergang der Maya war nicht der erste Klima-Kollaps in der Menschheitsgeschichte. Auch das Reich von Akkad, der erste Flächenstaat in Mesopotamien, brach im dritten Jahrtausend vor Christus zusammen. Der Grund: eine 300 Jahre anhaltende Dürre. Das Riesenreich, das sich über die fruchtbaren Ebenen des Zweistromlands bis in die staubtrockenen Regionen des heutigen Südiraks ausdehnte, verfügte über ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem, um die unterschiedlichen Regenmengen und Ernteerträge auszugleichen. Das Reich wurde unter dem Herrscher Sargon von Akkad (2356 bis 2300 v. Chr.) zunehmend abhängig von der Getreideproduktion im regenreichen Norden, mit denen die Armeen für ihre Feldzüge versorgt wurden. Das Dürregebiet muss nach Schätzungen von Historikern vom Mittelmeer bis ins heutige China gereicht haben.

Yale-Archäologe Harvey Weiss geht davon aus, dass die Kornkammer Mesopotamiens vor rund 4200 Jahren schlagartig verlassen wurde. Bei Grabungen legten die Forscher über den nährstoffreichen Böden Staub- und Sandschichten frei, was auf eine Dürreperiode hindeutet. In einer für Aufsehen erregenden Studie fanden

Paläoklimatologen der Universität Oxford in der Tropfsteinhöhle Gol-e Zard im Nordiran Hinweise auf eine erhöhte Staubaktivität vor 5200 bis 3700 Jahren – also genau in jener Zeit, in der das Reich von Akkad von der Landkarte verschwand. Die Forscher stellten bei Stalagmiten eine erhöhte Magnesium-Konzentration fest, was auf ein Wüstenklima schließen lässt. Wüstenstaub hat eine höhere Magnesium-Konzentration als der lokale Kalkstein, aus dem die Stalagmiten geformt sind. Zwar liegt die Höhle einige hunderte Kilometer vom damaligen Siedlungsgebiet der Akkaden entfernt. Doch trug der Wind den Wüstenstaub direkt in die Höhle. Durch eine Isotopenanalyse konnten die Klimaforscher das Alter der Stalagmiten genau bestimmen. Die Tropfsteine sind die stummen Zeitzeugen eines kulturellen Niedergangs.

Historischer Wall sollte Migranten stoppen

Dem Zusammenbruch folgte eine Flüchtlingsbewegung von Nord nach Süd, die auf den Widerstand lokaler Stammesgesellschaften stieß. Zwischen Euphrat und Tigris wurde sogar ein 180 Kilometer langer Wall errichtet, um die Migration zu kontrollieren. Ein historisches Ereignis, bei dem man unweigerlich an aktuelle Entwicklungen denkt, etwa die Mauer, die US-Präsident Trump an der amerikanisch-mexikanischen Grenze bauen will. Es gibt Stimmen, wonach auch die aktuelle Flüchtlingskrise ihren Ursprung im Klimawandel hat, etwa in Missernten infolge von Dürren. Wenn solche Umweltkatastrophen auf Strukturen schwacher bzw. begrenzter Staatlichkeit wie in Syrien treffen, sind politische Konflikte und die Anwendung militärischer Gewalt vorprogrammiert.

Der deutsche Historiker Wolfgang Behringer schreibt in seinem Buch *Kulturgeschichte des Klimas*: «Klimatische Turbulenzen und Hungersnöte stellen in traditionellen Gesellschaften die Legitimation von Herrschaft in Frage. Die verantwortlichen Institutionen – Könige oder Priester – können auf die Verschlechterung der Lebenssituation nur innerhalb ihrer kulturellen Parameter reagieren. Wenn ihre Mittel zur Krisenbekämpfung

pfung nicht ausreichen, können jenseits der sozialen und ökonomischen auch religiöse und politische Krisen eintreten, die zum Sturz eines Regimes oder zum Kollaps führen.» Es gibt Schwarzmalen, die die derzeit zu beobachtende Erderwärmung als Vorbote eines kulturellen Niedergangs sehen.

Dabei müssen klimatische Veränderungen einer Kultur nicht abträglich sein, im Gegenteil: Laut einer Studie internationaler Forscher fiel die Expansion des Inkareichs ab 1100 mit einer Wärmeperiode zusammen. Die zunehmend wärmeren Temperaturen hätten es den Inka erlaubt, auch höher gelegene Regionen zu besiedeln, in denen die Gletscher schmolzen. Die sich verändernden Umweltbedingungen hätten zu einem Innovationsdruck geführt, Agrartechniken wie etwa Bewässerungssysteme zu entwickeln. Auch das Römische Reich erlebte seine Blütezeit in einer Phase der Erwärmung, die vom 1. Jahrhundert bis ungefähr 400 n. Chr. dauerte. Historiker Behringer argumentiert, dass die schmelzenden Gletscher in Verbindung mit einem ansteigenden Meeresspiegel zu einer Konsolidierung des nordmediterranen Grossreichs und der Nordausdehnung beigetragen hätte. «Die ganzjährige Passierbarkeit der Alpen erleichterte die Eroberung und Kontrolle der nordalpinen Provinzen Gallia, Belgica, Germania, Raetia und Noricum.»

Fast alle Hochkulturen liegen in subtropischen Klimazonen

Die Geschichtswissenschaft hat immer wieder die Frage gestellt, ob es bestimmte klimatologische Voraussetzungen für die Herausbildung von Hochkulturen gibt. Historisch eindeutig belegbar ist, dass fast alle Hochkulturen – das Reich von Akkad, Ägypten, Inka, Azteken, China (Xia-Dynastie), Römer, Griechen – an Flüssen in subtropischen Klimagebieten entstanden. Diese klimatischen Bedingungen erlaubten Landwirtschaft, Handel und durch den gleichzeitigen Transfer von Waren und Wissen auch die Erlangung bestimmter Kultur- und Ingenieurstechniken.

Der moderne Mensch ist erstaunlich anpassungsfähig. Schon die Wikinger, die um 980, im «Mittelalterlichen Klimaoptimum», das damals grünende Grönland besiedelten, verliessen im 14. und 15. Jahrhundert die Insel wieder, nachdem das Klima rauer wurde. Sie waren so gesehen auch Klimaflüchtlinge. Allein, der Glaube, das Klima mit technischen Mitteln zu beeinflussen (Geoengineering), etwa durch Sonnensegel im All oder CO₂-Sauger, ist eine ingenieurstechnische Hybris. Das Klima lässt sich nicht ausschalten – der Mensch muss mit den Launen der Natur leben. ●



Adrian Lobe (*1988) schrieb diese Zeilen im heissen Hochsommer, unterstützt durch die kühlende Luft eines Turmventilators. Im September erscheint bei C.H. Beck sein Buch *Speichern und Strafen: Die Gesellschaft im Datengefängnis*.





Weshalb sind Jugendliche derart öko?

**Regelmässig gehen Schülerinnen und Schüler auf die Strasse,
um Miseren der Umweltpolitik anzuprangern.
Die Baslerin Livia Benedict (16) ist eine dieser Aktivistinnen.
Sie verknüpft die Zukunft der Welt mit ihrer eigenen.**

Ich habe Angst. Aber nicht vor der Dunkelheit, Gespenstern oder vor Hexen. Ich habe Angst um meine Zukunft, um die Zukunft meiner Kinder, um die Zukunft der Menschheit. Mein Name ist Livia Benedict, ich bin 16 Jahre alt und streike fürs Klima. Ich mach das nicht, weil es mir Spass macht, zu streiken. Ich würde lieber in der Schule sitzen und über Zellen und Algebra nachdenken. Aber ich sehe keine andere Möglichkeit, die Politik auf die Dringlichkeit des Problems aufmerksam zu machen. Denn nur die Politik hat die Macht, die Klimakrise zu stoppen. Einige werden jetzt sicherlich denken: «Wieso die Politik und nicht das Individuum, wir sollten doch alle weniger fliegen und kein Einwegplastik mehr benutzen?» Das stimmt. Und ich wünschte, dass sich das Individuum noch stärker gegen die Klimakrise stemmt. Doch wie sollte das passieren, in einer Welt, in der es billiger ist, mit dem Flugzeug nach London zu fliegen als mit dem Zug zu fahren? In einer Welt, in der Konsumismus die Wirtschaft weiter treibt und den Planeten weiter zerstört? Es muss eine Welt geschaffen werden, in der es keine Möglichkeiten gibt, klimaschädigend zu leben. Und das kann nur die Politik tun.

Was aber hat sich so drastisch verändert, dass Jugendliche wie ich nun dringlich von einer Krise sprechen? Die CO₂-Werte steigen seit der Industrialisierung drastisch. Die aktuelle CO₂-Konzentration in der Atmosphäre ist höher als in den vergangenen 800 000 Jahren, sie liegt rund 41 Prozent über dem vorindustriellen Niveau. Und die Auswirkungen dieses Anstiegs sind enorm.

Die hohe CO₂-Konzentration führt zum sogenannten Treibhauseffekt und erwärmt dadurch unsere Erde. Die fünf wärmsten Jahre seit Beginn aller wissenschaftlichen Aufzeichnungen traten allesamt nach dem Jahr 2010 auf. Der Sommer dieses Jahres verzeichnete erneut viele Hitzerekorde. Im nordkanadischen Alert, die nördlichste dauerhaft bewohnte Siedlung der Welt, wurden im Juli 21 Grad Celsius gemessen. Die Durchschnittstemperatur liegt dort sonst bei 3.4 Grad.

Durch den CO₂-Ausstoss erwärmen sich die Ozeane, die Pole schmelzen und der Meeresspiegel steigt, sodass unsere Küstenregionen stark bedroht sind. Menschen sind zunehmend von Naturkatastrophen gefährdet, seit 1980 hat sich die Zahl schadensrelevanter Naturereignisse insgesamt verdreifacht.

Dieses Spiel mit unserer Zukunft ist peinlich und grobfahrlässig

Durch die Folgen der Klimaerwärmung wird sich die Zahl der weltweiten Flüchtlinge bis ins Jahr 2050 verdoppeln, schätzt die Weltbank: Und wir sprechen schon heute von einer Flüchtlingskrise. Würde die Politik jetzt schnell und konsequent handeln, liesse sich die Zahl dieser Menschen um ca. 80 Prozent reduzieren.

Falls Sie sich wundern, weshalb Sie diese Zahlen und Fakten weder gelesen, gehört oder gekannt haben, die Antwort ist einfach: Politik und Wirtschaft relativieren die Probleme, stecken sich unzureichende Ziele und verfehlen diese in der Folge. Dieses Spiel mit unserer Zukunft ist peinlich, grobfahrlässig und zeugt von ungeheuerlicher Kurzsichtigkeit. ●

Livia Benedict (*2002) ist in Basel-Stadt Gymnasiastin. Sie hilft mit, Klimastreiks der Schülerinnen und Schüler zu organisieren. Mehr Infos: <https://climatestrike.ch>



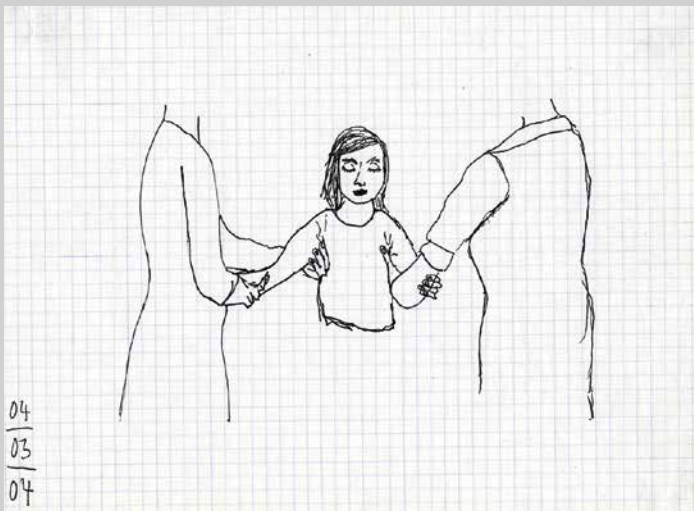
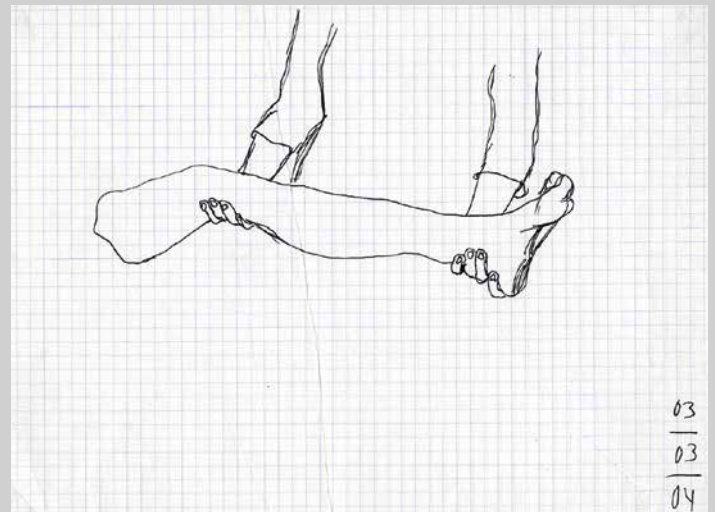
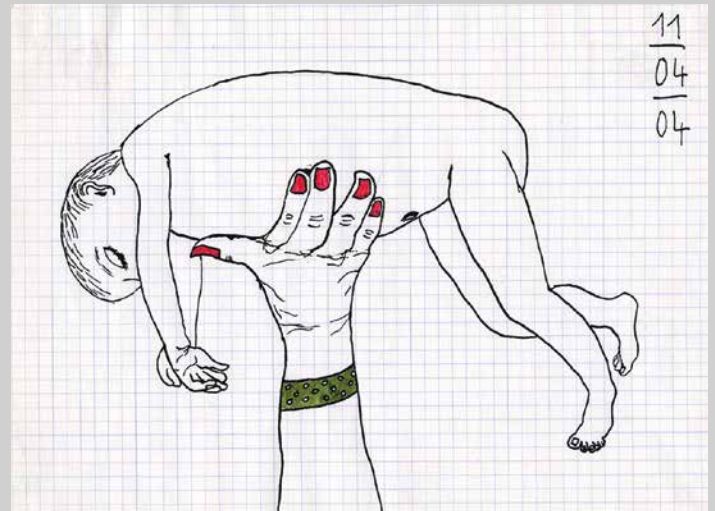


Harry Hachmeister, *Neverland*, 2004. Zeichnungen.
 © 2019 Harry Hachmeister, Pro Litteris, Zurich.
 Werk in der Ausstellung *abhängig?*



«Mich interessiert der Mensch,
 die Umstände, in denen er lebt, seine
 Ängste, Sehnsüchte, seine Freude
 und sein Schmerz; und vor allem auch
 sein Körper, mit dessen Hilfe er in
 Erscheinung tritt, dessen Sprache
 und Verletzlichkeit.» Harry Hachmeister

HARRY HACHMEISTER (*1979, Leipzig) lebt in Berlin und arbeitet dort in den Medien Fotografie, Zeichnung, Malerei und Keramik. Er studierte Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig und ist Mitglied mehrerer künstlerischer Kooperationen, wie des Magazins *DIE STREICHELWURST*.



Das Gefühl einer Abhängigkeit von anderen tritt dann besonders stark zutage, wenn Hilfe von aussen benötigt wird, weil zum Beispiel der eigene Körper versehrt wurde oder bei alltäglichen Tätigkeiten nicht mehr mitmacht. Den meisten Menschen erscheint schon der Gedanke an eine solche Abhängigkeit unangenehm, gar furchteinflößend.

In Harry Hachmeisters Schaffen spielt das Körperliche und der Körper eine zentrale Rolle. Hachmeister selbst schreibt dazu: «Mich interessiert der Mensch, die Umstände, in denen er lebt, seine Ängste, Sehnsüchte, seine Freude und sein Schmerz; und vor allem auch sein Körper, mit dessen Hilfe er in Erscheinung tritt, dessen Sprache und Verletzlichkeit.»

Die Zeichnungen aus der Serie *Neverland* zeigen vermeintlich intime Momente, bei den Motiven handelt es sich jedoch um Adaptionen aus Lehrbüchern zur Krankenpflege. Hachmeister vergleicht diese Art von Abbildungen mit pornografischen Bildern – bei beiden steht nicht die gezeigte Person im Zentrum, sondern es wird eine bestimmte Botschaft transportiert. Dort wird der Körper zum erotischen Objekt, hier zum Objekt, das berührt, gehoben, umgebettet werden muss. Dabei liegen Zärtlichkeit und Ausgeliefertsein, Hilfe und Demütigung nahe beieinander. kw

Sind grosse Werke[★] ohne grosse Spenden möglich?

**Reiche investieren seit jeher viel Geld
in ihr Prestige und die Künste. Autor Michael Merz
über die Vor- und Nachteile traditioneller
und moderner Verbandelungen.**

Endlose Reihen von Pferdewagen. Vollbeladen rumpeln sie an diesem Spätfrühlingstag des 18. Jahrhunderts aus Wien heraus und über staubige Landstrassen dem Schloss Esterházy entgegen. Vornweg die geschlossenen Kutschen oder offenen Kaleschen mit der Noblesse des Hauses, hintenweg die Bediensteten und deren Familien, dann die Reisekoffer, die Möbel...

In einem der Wagen sitzen Musiker Joseph Haydn (1732–1809) und seine Frau. Er ist von 1761 bis 1790 Hofmusikus bei Graf Nikolaus I. Esterházy. Haydn sieht arbeitsreichen Wochen entgegen, denn er hat ein strenges Pflichtenheft. Für ihn gilt es nicht nur zu komponieren: Neuheiten, die alle Spielarten der musikalischen Möglichkeiten umfassen, also Solostücke, Kammermusik für beliebig viele Musiker, Messen und Opern. Darüber hinaus muss er die neuen Werke auch einstudieren und aufführen. Auch deshalb nennt man Joseph Haydn «Erster Kapellmeister». Das bedeutet auch: Haydn trägt die gold-weiss-blaue Livrée aller Diener auf Esterházy.

Die Bezahlung? 400 Gulden pro Jahr. Das entspricht in der Gegenwart etwa 2250 Franken. Allerdings war die Logis in Wien und bei den Esterházy's frei. Was an der üblen Laune von Haydns Frau Maria Theresia nichts änderte. Geld war da, aber knapp. So verwendete sie zum Anfeuern des Ofens öfters Papier, das ihr Mann bereits mit Kompositionen beschrieben hatte.

Der Monarch starb 1790. Sein Nachfolger schickte Haydn in Pension. Als freier Musiker und unter der Obhut des Impresario Johann Peter Salomon begann sein Aufstieg zum grossen europäischen Musiker. Seine Auftritte in London sind Legende. So gross ist nun sein Ruhm, dass ihn die musikalische Welt fortan in Wien besucht. Dort stirbt er 1809 als wohlbestallter Mann.

Fürsten als Mäzene grosser Künstler? Klar. Vom Maler Fra Angelico in Florenz bis hin zu Madame Élisabeth Vigée-LeBrun in Versailles, von Musikern wie Monteverdi in Venedig bis hin zu Mozart und Beethoven in Salzburg und Wien. Alleine die milde Hand der Noblesse und der Kirche ermöglichte ihnen das Leben und ein Fortkommen.

Quer durch die Geschichte der Menschheit durchzieht das Mäzenatentum die Geschichte der Kultur, jene der Musik im Besonderen. Gut, man könnte Haydns Geschichte auch damit erklären, dass er angestellt gewesen sei und seine Musik nicht mehr als eine Dienstleistung. Aber: Der Fürst hätte ja auch jagen oder sich dem Gartenbau widmen können oder der Liebe, dem Tagträumen, der Buchhaltung.

Er aber wollte Musik – und die Welt bekam sie!

Auch Johann Sebastian Bach (1685–1750) war ein Günstling dieses Systems. Er schlug die Orgel meisterhaft und leitete die Kirchenchöre seiner Arbeitgeber. Er verdiente gut, lebte aber mit seinen insgesamt 20 Kindern aus zwei Ehen trotzdem sehr bescheiden. Meisterwerke gelangen ihm dennoch. Von Mäzenen, weltlichen und kirchlichen, war auch Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) abhängig. Er hatte Europas Fürstenhöfe als Wunderkind am Klavier erobert. Es sollte aber nicht lange dauern, bis er dort mit eigenen Werken gross aufspielte und damit rasch erfolgreich war. Allerdings war er im Umgang mit Ruhm, Geld und Obrigkeit eher leichtsinnig.

Erst Beethoven darf am Tisch der Mächtigen sitzen

Mozart ist auch ein Beispiel dafür, dass Mäzene mit dem Erfolg ihrer Schützlinge gerne brillieren, diese aber auf Distanz zu ihrem inneren Kreis wissen wollen. Erst Ludwig van Beethoven gelingt es, gleichberechtigt am Tisch der Mächtigen zu sitzen. Nicht nur wegen der Grösse seiner Schöpfungen, auch seiner unberechenbaren Ruppigkeit wegen: Er erweist seinen Mäzenen nur als sozial Ebenbürtiger die Gnade, ihnen eine Komposition zu widmen.

Schubert wiederum bewegt sich im Kreis des aufkommenden biedermeierlichen Bürgertums und Kleinadels. Seine Lieder sind erfolgreich. Seine Klaversonaten und Sinfonien führt jedoch kaum jemand auf. Die grosse Gnadengabe erreicht ihn nie, so wie es Beethoven oder Richard Wagner gelungen war. Wagner! Keiner schröpft die Mäzene seiner Zeit, vor allem den Adel, aber auch das aufkommende Gross-

Mäzene, die ihre Gaben mit Kenntnis

vergeben, der Qualität, der Sache und nicht dem Aufsehen verpflichtet sind, werden rar.

bürgertum, so gnaden- und charakterlos wie er. Die Noblesse und der Geldadel liegen ihm dennoch zu Füßen. Er nimmt zwar deren Geld, enttäuscht aber in der Folge jeden Einzelnen. Er bricht sein Wort, stiehlt dem einen die Frau, den anderen nennt er Freund, um dann öffentlich auf ihn zu spucken. Braucht er Mäzene, sind sie da.

Die Zeiten aber ändern sich. Der Adel verliert nicht nur seine Privilegien, sondern auch einen Grossteil seines Geldes. Neues Geld ersetzt dieses. Ölbarone, Bankiers, Kohle- und Stahlkönige lassen dieses ohne Ende auf die Künste herabregnen. Rockefeller, Mellon, Carnegie, Reinhardt, später Disney und Cartier wollen ihre Namen mit Kunst verbunden sehen. Auch die Öffentlichkeit, der Staat, tritt nun auf. Erst übernimmt er den Unterhalt der Mäzenengeschenke, dann schafft er Ausbildungszentren für die Künste. Aufnahmeprüfungen lassen Wettbewerbe entstehen. Preisgelder sind der neue Antriebsstoff, Karrierechancen ein anderer. Die alten Impresarios werden zu Agenturen. Aus diesen entstehen die Konglomerate der Musikindustrie, eine unheilige Mixtur von Vertretung und Vermarktung. Aber auch: Wo so viel Öffentlichkeit generiert wird, sind auch Mäzene nicht weit.

So verschaffte ein Mäzen den ersten Pulten des Tonhalle-Orchesters Zürich Meisterinstrumente. Einige vermögende Damen des Zürichbergs ermöglichten einst Intendant Alexander Pereira das Engagement ganz grosser Sängerinnen und Dirigenten ans Zürcher Opernhaus. Ein privates Abendessen der Spenderin mit dem Superstar gabs mit dazu.

Im Augenblick sind vor allem Kompositionswettbewerbe beliebte Mäzenaten-Taten. Seinen Namen mit einer Uraufführung verbunden zu wissen, ist Viagra für das Ego der Spender. In kleinerer Form engagieren sie sich auch für Kammerensembles. Jedes Orchester rüstet sein Renommée mit einem «Creative Chair» auf. Hier zeigt ein Komponist sein Können und findet so ein gutes Einkommen. Weitert sich so ein Engagement gar zur Tondichtung, einer Oper aus, steht zumindest überregionale Beachtung und Belohnung ins Haus.

Frage an Zubin Mehta, zwischen 1978 und 1991 Chefdirigent der New York Philharmonic: «Stört es Sie, dass auf den Tournee-Plakaten auch der Name der City-Bank steht?» Seine Antwort: «Was soll es mich stören, wenn deshalb das Orchester und ich in Tokyo zeigen können, wozu wir imstande sind?»

Das neue Geld fliesst in Strömen

Inzwischen treibt das Mäzenatentum auch andere, wilde Blüten. Stargeiger wünschen sich Meisterinstrumente als geeignete Sponsoren-Beigabe, obwohl sie starthafte Gaben beziehen. Internationale Fernsehübertragungen klassischer Aufführungen bringen weltweite Aufmerksamkeit. Also raten Marketingberater geeigneten Firmen die Förderung entsprechender Produktionen. Auch die Musikindustrie lässt sich sponsern. So fördert Geld den Geldfluss. Der Mittelstand ist nur noch über die Kulturetats des Staates präsent. Allein dieser kann mit den Stiftungen von Megafirmen und Milliardären konkurrieren.

Mäzene, die ihre Gaben mit Kenntnis vergeben, der Qualität, der Sache und nicht dem Aufsehen verpflichtet sind, werden rar. Die Öffentlichkeit wird wacher und wünscht, die Herkunft der Gelder zu kennen. Was der Pharmaunternehmer-Familie Sackler in den Museen von New York, London und Paris passierte, ist dafür ein Zeichen. Der Louvre in Paris liess die Tafeln mit den Namen des Mäzens entfernen. Damit reagierte das Museum auf Proteste von Künstlern, die den Louvre aufgefordert hatten, sich von dem US-Konzern zu distanzieren, dessen Schmerzmittel Oxycontin als eine Hauptursache der Opioid-Krise in den USA gilt. Auch Alexander Pereira in Mailand wollte saudisches Geld anlanden und verlor die volle Vertragsverlängerung mit der Scala.

Sterben Mäzene also aus? Nein. Aber ihre Gaben werden heutzutage von einer wachen Öffentlichkeit genau auf ihre Ziele befragt. ●

Michael Merz (*1945) ist freischaffender Autor. Er schreibt vorwiegend über seine persönlichen Leidenschaften: Kulinarik und Kultur.



TAG 5 6 VON 17 BILDERN



TAG 6 3 VON 11 BILDERN



Ist abhängig sein entwürdigend?

Viele ältere Menschen fürchten sich davor, ihre Autonomie und damit ihre Würde zu verlieren. Autor Heinz Rügger fordert eine Denkmkehr und propagiert, mit Abhängigkeiten entspannter und vor allem umsichtiger umzugehen.

Freiheit und Unabhängigkeit sind den meisten Menschen ein hohes Gut. Wir möchten möglichst autonom, selbstbestimmt und selbstständig leben. Abhängigkeiten gelten in westlichen Gesellschaften nach moralphilosophischer Tradition weithin als Zeichen von Schwäche und Inkompetenz, als etwas Beschämendes und Entwürdigendes, das es zu vermeiden gilt. Denn westlich-liberale Gesellschaften sind derart auf Unabhängigkeit fokussiert, auf Autonomie, dass das Bestreben nach dem Urteil des Medizinethikers Daniel Callahan schon «fast die Qualität einer Besessenheit angenommen hat». Die Angst, von anderen abhängig zu werden, auf fremde Hilfe angewiesen zu sein und andern zur Last zu fallen, ist entsprechend weit verbreitet. Sie betrifft insbesondere die Angst vor Abhängigkeit im fortschreitenden Alter.

Entsprechend schwierig ist es in diesem gesellschaftlichen Kontext, sich das Angewiesensein auf die Hilfe anderer einzugestehen – und von anderen Menschen Hilfe anzunehmen. Hinter dieser Schwierigkeit wirkt aber ein einseitiges, liberales Konzept, das Autonomie und Selbstständigkeit als negative Freiheit versteht: frei von jeder Einflussnahme durch andere und frei von jeglicher Abhängigkeit von anderen. Diese Vorstellung ist jedoch eine Abstraktion und wird der Realität menschlichen Lebens in keiner Art und Weise gerecht.

Der Grundzug menschlichen Lebens

Denn in der menschlichen Existenz gibt es Selbstbestimmung und Selbstständigkeit nur zusammen mit Abhängigkeit. Ohne gegenseitige Verwiesenheit ist menschliches Leben undenkbar. Der US-Moralphilosoph George J. Agich spricht sogar von einer fundamentalen anthropologischen Dialektik zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit und weist darauf hin, dass wir uns immer in einem sozialen Gefüge befinden, das von gegenseitigem Aufeinander-angewiesen-Sein bestimmt ist. Insofern ist Autonomie kein Gegensatz von Abhängigkeit, sondern die selbstverantwortliche Souveränität im Umgang mit Freiheiten und Abhängigkeiten.

Das mag in höherem Alter und bei zunehmender Gebrechlichkeit besonders deutlich erfahrbar werden, gilt aber grundsätzlich für jede Lebensphase. Oder wie es Ethiker Jean-Pierre Wils umschreibt: «Unser Körper-Sein ist mit zahlreichen Abhängigkeiten behaftet – Abhängigkeiten, die uns zuallererst mit dem anderen in Verbindung setzen und uns mit einem gehörigen Mass an Passivität konfrontieren. Wir empfangen das meiste, woraus wir leben und handeln. Es gibt ein Mass an Passivität, das unserer Handlungsautonomie einschränkend zuvorkommt. Was zuerst kommt, ist nicht unsere Autonomie, sondern die geteilte Erfahrung der Abhängigkeit.»

Auf vielerlei angewiesen zu sein, auf die natürlichen Lebensgrundlagen, auf Kultur oder auf die Zuwendung und Unterstützung von Mitmenschen, ist also eine grundlegende Charakteristik menschlicher Existenz – und als solche auch kein Makel. Im Gegenteil: Abhängigkeiten sind Ausdruck unseres gegenseitigen Aufeinander-bezogen-Seins, machen uns zu Mitmenschen und haben deshalb etwas zutiefst Humanes. Entsprechend gilt es, diese zu würdigen und zu kultivieren. Psychotherapeutin Ingrid Riedel spricht provokativ von einer «Kunst der Abhängigkeit», die zu missachten einer Flucht vor wahrer Mitmenschlichkeit gleichkäme. Denn für das Bestreben, Abhängigkeit grundsätzlich zu vermeiden, wäre der Preis des Unbezogenenseins, der Beziehungslosigkeit zu bezahlen. Unser Leben würde daran Schaden nehmen. «Das Ziel, stets unabhängig zu sein, kann nur für begrenzte Zeit erreicht werden», schrieb einst dazu US-Philosoph Daniel Callahan: «Ein Selbst lebt in der ständigen Spannung zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit. Beide sind ein Teil von uns. Die Unabhängigkeit mag uns ein besseres Gefühl geben. Trotzdem bleibt sie nur die halbe Wahrheit unseres Lebens.»

Natürlich gibt es unterschiedliche Formen von Abhängigkeiten: bewusst eingegangene (der freiwillige Bezug von Dienstleistungen) und unfreiwillig aufgezwungene (ein unumgänglich gewordener Umzug in ein Pflegeheim), vorübergehende (die Abhängigkeit

BEVÖLKERUNGSANTEIL DER 90-JÄHRIGEN HAT SICH VERDREIFACHT



Die österreichische «Silver Living Studie» hat unlängst gezeigt: 78 Prozent der 60- bis 69-Jährigen befürchten, «im Alter ein Pflegefall» zu sein, 75 Prozent haben Angst vor schweren Erkrankungen, 62 Prozent befürchten explizit eine Demenz. Und 61 Prozent haben Angst vor der Unselbstständigkeit im Alter.

Um 1900 zählte die Schweiz rund 3,3 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner. 2017 waren es über 8,4 Millionen. Während sich der Anteil der Kinder und Jugendlichen bis 14 Jahre seit 1900 halbiert hat, verdreifachte sich der Anteil der über 65-Jährigen: Mittlerweile ist mehr als jede sechste Person älter als 65 Jahre.

Stark vergrößert hat sich auch der Anteil der über 80-Jährigen: Er ist seit 1980 um über 90 Prozent gewachsen. Der Anteil der über 90-Jährigen hat sich in dieser Zeitspanne sogar verdreifacht.

Gemäss Bundesamt für Statistik wird in den nächsten Jahren der Anteil der über 80-Jährigen weiter zunehmen und im Jahr 2045 voraussichtlich einen Anteil von etwas mehr als 10 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Heute beträgt er rund 5 Prozent.

kleiner Kinder von ihren Eltern) und permanente (die Abhängigkeit von Menschen mit einer geistigen Behinderung gegenüber ihren Betreuenden). Werden Erstere in der Regel als selbstverständlich und «normal» hingenommen oder erst gar nicht als Abhängigkeit wahrgenommen, gelten Letztere als Ausdruck einer persönlichen Schwäche oder Defizienz. Zwar ist es richtig, unnötige und vermeidbare Formen von Abhängigkeiten zu überwinden und Menschen in einem möglichst hohen Mass zu Selbstständigkeit und Selbstbestimmung (Autonomie) zu befähigen. Kinder sollen also der Abhängigkeit von Eltern entwachsen und im Laufe der Zeit lernen, ein eigenständiges Leben zu führen. Und Menschen mit Behinderung soll geholfen werden, in möglichst vielen Bereichen ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten. Dennoch ist im Blick zu behalten, dass es normal ist, auf vielfältige Weise auf die Hilfe und Unterstützung anderer angewiesen, also bedürftig zu sein.

Souveränität ist das bessere Ideal

In manchen Situationen lassen sich Abhängigkeiten aber nicht vermeiden. Dann zeigt sich Autonomie darin, wie jemand diese realistisch akzeptiert und soweit möglich selbst darüber befindet, wie die Person mit

diesen Abhängigkeiten lebt, welche Hilfe sie in Anspruch nehmen will. Philosoph Gernot Böhme ersetzt das Ideal der Autonomie durch jenes der Souveränität. Für ihn ist der souveräne Mensch derjenige, der in seinem Lebensvollzug nicht meint, alles selber bestimmen, meistern und kontrollieren zu müssen, sondern der sich etwas widerfahren lassen kann, über das er nicht selber verfügt. Jemand also, der gelassen mit seinen Abhängigkeiten umgehen kann. Auf andere angewiesen zu sein, ist also etwas zutiefst Humanes und Sinnhaftes, das jeder selbstbestimmten Lebensführung zu Grunde liegt – und keineswegs nur im höheren Alter.

Denkt und lebt man derart, nehmen wir Abhängigkeiten nicht länger als negativ wahr. Dann erleben wir sie als Hinweis darauf, dass wir immer schon im Modus des Empfangens leben. Wir leben wesentlich dank dem und von dem, was uns von anderen zukommt, was sie an Hilfreichem zu unseren Lebensmöglichkeiten beitragen. Wir wären nicht, wer wir sind, und wir könnten nicht das Leben führen, das wir leben, wären da nicht andere, von deren Zuwendung, Rat und Unterstützung wir vielfältig profitieren. Insofern ist uns nicht nur unser Leben als solches grundsätzlich geschenkt – biologisch von den Eltern, theologisch gesehen von Gott –, sondern wir leben dauernd von der Hilfe anderer, von denen wir abhängig sind. Niemand lebt für sich allein und allein aus sich selbst. Theologe Fulbert Steffensky hielt dazu pointiert fest: «Unabhängigkeit als Ideal ist die Selbstverdammung zur eigenen Dürftigkeit. Ich muss mein eigener Lebensmeister sein, und mehr als mich selbst ist nicht zu haben. Ich muss mein eigener Kraftspender, Lehrer und Tröster sein. Ich muss der Bäcker meiner eigenen Lebensbrote sein.» Das aber wäre zwar eine unabhängige, aber trostlose Existenz. Demgegenüber hält es Steffensky geradezu für schön und lebenserleichternd, angewiesen zu sein, sich vielleicht ein Stück weit aus der Hand geben und der Sorge anderer anvertrauen zu dürfen. Darin liegt eine mögliche Quelle von Sinnerfahrung – gerade in der Erfahrung eigener Abhängigkeit. Allerdings wusste er auch: «Es ist eine schwere Kunst, bedürftig zu sein und sich trösten zu lassen, die Kunst der Passivität.»

Die Kunst der Abhängigkeit oder der Passivität fällt uns tatsächlich nicht leicht; sie wird in modernen westlichen Gesellschaften nicht kultiviert. Unser Wertesystem erklärt Passivität und Abhängigkeiten vielmehr zu etwas, das vermieden oder überwunden werden muss. Häufig ändern wir unseren Blick darauf erst durch persönliche Grenzerfahrungen, durch Krankheit oder altersbedingte Probleme.

Abhängigkeit ist also ein Grundphänomen allen Lebens. Es manifestiert sich allerdings besonders deutlich im Kindesalter und in der Phase der Hochaltrigkeit. Bei Hochbetagten wird sie von der Gesellschaft und den Betroffenen als gravierendes Problem wahrgenommen.

Wir müssen

die Kunst der Passivität
wieder lernen.

Je mehr diese bei fortschreitender Gebrechlichkeit auf Hilfe im täglichen Leben (Kochen, Putzen, Ankleiden, Toilettengang etc.) angewiesen sind, desto peinlicher und beschämender wird Abhängigkeit erlebt. Sie erfahren sich als minderwertig gemessen am Mainstream der Gesellschaft, die auf andere Werte wie Autonomie, Produktivität und Aktivität setzt.

Gerade angesichts der zunehmenden Zahl hochaltriger Menschen ist es darum gesellschaftlich von zentraler Bedeutung, dass wir unser Verständnis von Abhängigkeiten grundlegend ändern. Es muss wieder deutlich werden, dass eine menschenfreundliche Lebenskunst nur unter Einschluss der «Kunst der Abhängigkeit» bzw. der «Kunst der Passivität» zu gewinnen ist. ●

Dr. Heinz Rügger (*1953) ist freischaffender Theologe, Ethiker und Gerontologe sowie freier Mitarbeiter am Institut Neumünster, Zollikerberg. Er ist Autor zahlreicher Publikationen vor allem im Themenbereich gerontologischer Ethik.



Abhängigkeit in der Politik

Wie wichtig sind Lobbyisten?

In der Politik ist der Grat, der zu Verbandelungen führt, schmal – dies, obwohl sich die Bundesverfassung gegen solche Abhängigkeiten stemmt. Vor allem Lobbyisten stehen unter Verdacht, unser politisches Geschehen unangemessen zu prägen. Eine Analyse von Autorin Odile Ammann.

Richterliche Unabhängigkeit bedeutet gemäss unserem Bundesgericht: das fehlende «Einwirken sachfremder Umstände». Trotz verfassungsrechtlicher Verankerung wird diese Garantie regelmässig hinterfragt. Im Juli 2019 drohten einige Schweizer Politiker damit, Bundesrichter Yves Donzallaz, Mitglied ihrer Partei, abzuwählen, nachdem dieser – wie die Mehrheit des Richterkollegiums – die Weiterleitung von Bankkundendaten an Frankreich durch die Eidgenössischen Steuerbehörden als zulässig beurteilt hatte. Wie die zur Unabhängigkeit verpflichtete Justiz «unterliegen auch Abgeordnete zahlreichen Abhängigkeiten», schrieb bereits im Jahr 1985 Horst Sandler, der damalige Präsident des deutschen Bundesverwaltungsgerichts. Abgeordnete seien «in ein sehr labiles und schwieriges Beziehungsgeflecht mit einer Fülle von oft nicht durchschaubaren Abhängigkeiten eingebunden, die anderen und vielleicht (ihnen) selbst oft gar nicht bewusst sein werden.»

In der Schweiz wird die parlamentarische Unabhängigkeit primär durch das verfassungsrechtliche Instruktionsverbot definiert. Dieses wurde 1848 verabschiedet, um die Parlamentarier von der Einflussnahme ihrer Herkunftskantone abzuschirmen; es schützt sie auch vor Fraktionszwängen, Parteiweisungen oder Anweisungen vonseiten der Stimmbürger oder anderer Behörden.

Nicht alle Abhängigkeiten sind schlecht

Faktische Abhängigkeiten sind nicht per se negativ. Erstens führt der Umstand, dass Menschen voneinander abhängig sind, dazu, dass sie miteinander kooperieren. Zweitens erhöhen politische Hierarchien und Weisungen (etwa seitens der Parteispitze) die Effizienz und Funktionsfähigkeit der Politik. Drittens sind Seilschaften von der politischen Realität nicht wegzudenken; es wäre wirklichkeitsfremd, zu denken, dass Einzelgänger als Abgeordnete erfolgreich sein können.

Doch die Gewährleistung der Unabhängigkeit unserer Vertreterinnen und Vertreter ist gerade deshalb von zentraler Bedeutung, weil die Mitglieder des Parlaments in der Ausübung ihres Amtes von vielen Seiten umworben, beeinflusst und manchmal auch unter Druck gesetzt werden können: etwa von ihrer Partei oder von ihrer Fraktion; von Koalitionen, die sie eingehen; von ihren Wählern sowie von diversen Interessengruppen; ferner auch durch Spenden oder sonstige Zuwendungen; durch ihre eigenen Interessen und schliesslich – insbesondere in der Schweiz – durch ihren privaten Beruf, den schweizerische Abgeordnete im Einklang mit dem Milizsystem neben ihrem politischen Amt ausüben, oder durch ihre zukünftige Beschäftigung, die sie nach dem Austritt aus dem Parlament anzutreten gedenken.

Trotzdem sind in der Schweiz freiwillig eingegangene Interessenbindungen zulässig, sofern sie offengelegt werden. Mit anderen Worten greift das Instruktionsverbot bei freiwillig eingegangenen Bindungen nicht. Diese Garantie schützt Abgeordnete nur vor Zwängen, die gegen ihren Willen ausgeübt werden.

In der Schweiz wird die Abhängigkeit der Parlamentarierinnen und Parlamentarier durch gewisse Merkmale des politischen Systems verstärkt. Ein Beispiel dafür ist das Milizsystem, wonach Volksvertreter offiziell keine Berufsparlamentarier, sondern in Teilzeit tätig sind. Zudem ist unser Bundesparlament im internationalen Vergleich äusserst schlank ausgestattet, etwa was unterstützende Recherchedienstleistungen für die Abgeordneten betrifft. Folglich sind unsere Vertreter weit stärker auf externe Informationen angewiesen, um die zahlreichen, zum Teil hochkomplexen Vorlagen zu verstehen und abzuwägen. Dieser Informationsbedarf wird oft als wichtiger Rechtfertigungsgrund vorgebracht, um mit Interessengruppen und Lobbyisten in Kontakt zu treten, was das Milizsystem ohnehin mit sich bringt.

Es versteht sich von selbst, dass durch diese Interaktionen gewichtige Abhängigkeiten entstehen können. Auf Dauer ist zu erwarten, dass sich enge, auf Reziprozität basierende Vertrauensbeziehungen bilden. Einerseits lässt die Notwendigkeit für Parlamentarier, Informationen zu aktuellen Vorlagen zu erhalten, über die Jahre nicht nach – im Gegenteil. Andererseits sind Lobbyisten auf die Gunst der Volksvertreter angewiesen, da nur sie ihnen Zutritt zum Bundeshaus verschaffen können. Dies wiederum ist ein Anreiz für Interessengruppen, ihre Beziehungen zu gewissen Parlamentariern zu stärken, indem sie ihnen beispielsweise Verwaltungsratsmandate oder wichtige Führungspositionen anbieten. Im Ergebnis wird dadurch – insbesondere bei grosszügig entschädigten Mandaten – die Entscheidungsfreiheit der Abgeordneten bedeutend beeinflusst und eingeschränkt.

Spielräume für Politikerinnen und Politiker

Ein zweites Beispiel ist die fehlende Ausstandspflicht für Parlamentarier im Rahmen ihrer Beratungen, wenn sie von einer Angelegenheit unmittelbar betroffen sind. Zwar muss diese Betroffenheit gemeldet werden, doch dieser Umstand hindert die Abgeordneten keineswegs daran, an der betreffenden Abstimmung teilzunehmen. Dazu kommt, dass der Begriff der unmittelbaren Betroffenheit sehr eng gefasst wird. Diese Betroffenheit ist gegeben, wenn ein Parlamentarier selbst Gegenstand der Beratung ist, nicht aber, wenn ein sonstiger Interessenkonflikt vorliegt.

Folglich überlässt das schweizerische Recht die Handhabung solcher politischen Abhängigkeiten der individuellen Verantwortung der Abgeordneten. Dies wurde auch im Juni 2019 betont, als der Nationalrat über die parlamentarische Initiative «Berberat» betreffend eine «Regelung für transparentes Lobbying» beriet. Um eine grössere Transparenz des Lobbyismus innerhalb des Bundeshauses zu erreichen, schlug diese Initiative unter anderem erweiterte Offenlegungspflichten betreffend Lobbyisten vor. Die Mehrheit des Nationalrats

Die Abstimmungsfreiheit ist ein verfassungsrechtlich geschütztes Grundrecht, das sicherstellt, dass der freie Wille der Bürgerinnen und Bürger unverfälscht zum Ausdruck gebracht wird.

lehnte diesen Vorstoss ab und verwies dabei auf das Milizsystem und auf das 1984 eingeführte Register der Interessenbindungen der Bundesparlamentarier. Dies, obwohl das Milizsystem in der Praxis kaum mehr der Realität entspricht – im Ständerat und im Nationalrat beträgt das Arbeitspensum im Durchschnitt 80 bzw. 60 Prozent – und obwohl das Interessenregister nur wenig Informationen über Abhängigkeitsverhältnisse liefert – und Abhängigkeiten finanzieller Natur ganz auslässt.

In der Debatte um die Regulierung des Lobbyismus und Wahrung der Unabhängigkeit unserer Politiker wird ein wichtiger Aspekt übersehen. Dieser betrifft die Meinungsbildung der Wählerinnen und Wähler. Die Abstimmungsfreiheit ist ein verfassungsrechtlich geschütztes Grundrecht, das sicherstellt, dass der freie Wille der Bürgerinnen und Bürger unverfälscht zum Ausdruck gebracht wird. Dies setzt unter anderem voraus, dass wir als Stimmvolk über allfällige Abhängigkeiten unserer potenziellen Vertreter im Bilde sind. Das schweizerische Rechtssystem steht dem jedoch im Wege, müssen Interessenbindungen doch erst nach der Wahl ins Bundesparlament offengelegt werden.

Der eingangs erwähnte Fall Donzallaz zeigt, dass die richterliche Unabhängigkeit keine Selbstverständlichkeit ist. Doch wie steht es um die Unabhängigkeit unserer Volksvertreter? Diese scheint durch das geltende Recht unzureichend geschützt und in der Praxis sowohl von den Parlamentariern selbst als auch von ihrem politischen Umfeld bisweilen missachtet zu werden. Besonders markant ist dieser fehlende Schutz im Bereich des Lobbyismus. Ob sich dieses Blatt wendet, indem das Parlament entscheidet, seine Unabhängigkeit voll und ganz zu gewährleisten, wird sich in der kommenden Legislaturperiode zeigen. ●

Odile Ammann (*1988) ist Habilitandin am Rechtswissenschaftlichen Institut der Universität Zürich. In ihrer Habilitationsschrift analysiert sie das Phänomen des Lobbyismus aus der Perspektive des Verfassungsrechts. Daneben forscht sie zu völkerrechtlichen, staatsrechtlichen und rechtsphilosophischen Fragestellungen.



POLITIK IN DER VERTRAUENSKRISE



Das Misstrauen in die Politik ist gross. Das zeigte vergangenes Jahr eine internationale Studie, die in 25 Ländern durchgeführt wurde. 60 Prozent der Deutschen sind beispielsweise der Ansicht, dass Politiker hauptsächlich die Meinung der Reichen und Mächtigen vertreten, drei Viertel misstrauen allen politischen Parteien in Deutschland – in Spanien und Ungarn sind es sogar mehr, 90 Prozent. «Die Demokratien und Autokratien stecken in einer grossen Vertrauenskrise», bilanziert das Meinungsforschungsinstitut Ipsos, das für die Studie verantwortlich zeichnet. Politische Parteien geniessen von allen Institutionen das geringste Vertrauen der Bürger. Im internationalen Durchschnitt setzen

79 Prozent der Menschen ein Fragezeichen hinter deren Lautbarkeit. Insbesondere die Spanier haben eine negative Meinung gegenüber ihrer Regierung: 85 Prozent von ihnen misstrauen den gegenwärtigen Entscheidungsträgern.

Auf Erhebungen zur Schweiz verzichtete Ipsos. Wie andere Untersuchungen belegen, ist die Bevölkerung im europäischen Vergleich zufriedener mit ihrer Regierung und bringt dem Parlament und den Politikern ein hohes Vertrauen entgegen – die Zufriedenheit ist seit 2002 konstant geblieben.

Was bekommen wir, wenn wir uns hingeben?

Schenken sich zwei Menschen die Herzen, lassen sie sich auf Abhängigkeiten ein, die sie ins Glück, aber auch ins Verderben führen können. Dieses Risiko lohnt sich, schreibt Autor Roland Grüter in seinem Plädoyer für die Liebe.

In diesem Magazin machen sich kluge Frauen und Männer Gedanken über Abhängigkeiten aller Arten – sie analysieren Hintergründe, erklären faktenreich die Herkunft unterschiedlichster Verbandelungen, leiten davon Schlüsse ab, wie wir mit dem Thema besser und vor allem relaxter umgehen können. So richtig und wichtig diese Gedanken auch sind, auf die süsseste aller Abhängigkeiten lassen sie sich nur bedingt übertragen, denn sie entzieht sich in aller Regel unserer Vernunft, unserer Ratio. Gemeint ist die Liebe.

Liebe ist unberechenbar und damit unlenkbar. Fehlt sie uns, träumen wir von ihr. Ist sie da, wollen wir ihr entfliehen. Sie ist Himmel und Hölle, Fluch und Segen, Lust und Last – denn ihre Erfüllung hat einen hohen Preis. Wer liebt, ist verletzbar und wird überdies allzu schnell auf die Schattenseite der Liebe geführt. Denn unter deren Zuckerguss liegen viele andere Emotionen verborgen, und längst nicht nur schöne: Eifersucht, Missgunst, ja sogar Hass. «Wer grenzenlos liebt, kann auch grenzenlos hassen», sagte einst ein kluger Mann. Leider hat er Recht.

Zwischen Himmel und Hölle

Trotzdem: Geliebt zu werden, ist ein grosses Glück. Denn dadurch erfahren wir, dass wir einen besonderen Wert auf dieser Erde haben. Erst die Liebe anderer und die Liebe zu uns selbst hebt uns von Milliarden Mitmenschen ab, macht uns einzigartig. Wer Liebe erfährt, achtet sich selber besser, kann seine Stärken und Schwächen leichter annehmen, erhält einen Kompass durch jene Momente, die von (Selbst)Zweifeln geprägt sind.

Obwohl ich die Werke von Rosamunde Pilcher nicht sonderlich mag – sie hat 65 Millionen Bücher zum Thema verkauft und gehört zu den kommerziell erfolgreichsten Autorinnen der Geschichte –, dem Kernpunkt der Philosophie der Schulzenautorin stimme ich zu: Liebe ist der Schlüssel zu unserem eigenen Herzen, aber auch zu jenen der anderen. Traurig, wer sie nicht erleben darf. Dazu möchte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich vor Jahren auf Reisen erlebt habe. Sie handelt von den Kindern in Gamboa, einem der ärmsten Viertel der brasilianischen Hauptstadt Rio de Janeiro.

Die Kinder in Gamboa leben in unvorstellbarem Elend, so wie man es in Rio de Janeiro überall findet. In diesem Hafenviertel gibt es an jeder Ecke Gewalt, Drogenhandel und Prostitution, die Unschuld 9-jähriger Mädchen ist nicht mehr wert als ein paar Rappen. Jeder neue Tag, der in diesen Strassen anbricht, stellt die Menschen vor einen unerbitterlichen Überlebenskampf: Darin bleibt wenig Platz für Sentimentalitäten.

Viele Mädchen des Quartiers haben bereits Kinder, diese überlassen sie dem Schicksal, so wie die Männer, die sie geschwängert haben, sie ihrem Schicksal überlassen haben. Im Häusergewirr von Gamboa kümmert sich kaum einer um die Kleinen. Die staatliche Schule gibt ihnen zwar Essen und manchmal auch etwas Bildung, Fürsorge aber erleben sie dort nicht.

Mitten in dieser Misere hat eine Zuzügerin aus Deutschland – sie arbeitet in der Stadt als Reiseleiterin – eine Tagesschule für diese Kinder gegründet: Gamboa Açã. Manche erleben dort zum ersten Mal überhaupt, dass sich andere Menschen um sie kümmern und damit ein ganz wenig Liebe. Diese Mini-Portion genügt aber, um in ihnen einen ganz besonderen Funken zu zünden. Sie öffnen ihre Herzen, Vorbehalte und Misstrauen werden durch Vertrauen ersetzt. Schon nach wenigen Tagen beginnen ihre vormals matten Augen zu strahlen. Der Wandel ist derart offensichtlich, dass es einem beim Gedanken an die Zukunft das Herz zerreisst: Diese Mädchen und Jungen werden in ihrem späteren Leben kaum mehr Fürsorge und Liebe erleben und die Lücke wie ihre Mütter mit Brutalitäten und Drogen füllen.

Denn die Kunst der Liebe ist anspruchsvoll, was den Umgang mit ihr aber nicht einfacher macht.

In unserer Gesellschaft erfahren wir Liebe glücklicherweise meist früher, kaum liegen wir nach der Geburt in den Armen der Mütter und Väter. Und meist begleitet sie uns durch unser Leben. Was den Umgang mit ihr aber nicht einfacher macht, denn die Kunst der Liebe ist anspruchsvoll. Sie beherrscht uns weit mehr, als wir sie beherrschen. Also versuchen wir sie zu packen, ihr mit Vernunft zu begegnen. Wir pochen auf Autonomie, ziehen Grenzen, handeln diese immer wieder neu aus. Heerscharen von Psychologen und Paartherapeuten unterstützen uns dabei: Trinke den gleichen Wein, aber nie aus dem gleichen Becher. Verletzlich bleiben wir aber trotzdem.

Lieben wir heute, morgen ist es vielleicht dafür zu spät

Auch dazu möchte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, sie handelt von einem nahen Freund. Dieser lebte 17 Jahre mit seinem Mann zusammen, auch dieses Paar gab sich der Illusion hin, die gemeinsame Liebe im Zaum zu halten, den Gefühlen allerlei Ratio unterzuschieben. Schliesslich waren die beiden nicht Romeo und Julia, sondern zwei vernunftgesteuerte Wesen, aufgeklärt und in der Tradition der 1968er-Generation misstrauisch gegenüber allzu grosser Sentimentalitäten. Sie gewährten sich Freiräume, waren darauf bedacht, sich gegenseitig nicht einzuengen oder sich vom andern nicht einengen zu lassen. Sie haben sich geliebt und gehasst, haben jede denkbare Höhe erklimmen und sind in jeden denkbaren Abgrund gestürzt. Aber nie hatten sie das Gefühl, voneinander abhängig zu sein, keine einzige Sekunde.

Dann im Oktober vergangenen Jahres die Hiobsbotschaft: Der Partner meines Freundes verstarb unerwartet. Dessen Leben veränderte sich damit grundlegend. Kein Stein blieb auf dem andern. Erst durch den kalten Entzug der Liebe, den Tod, musste mein Freund einsehen, in welcher Abhängigkeit er mit seinem Liebsten stand. Seit nunmehr zehn Monaten weint er jetzt schon darum, dass ihn das Schicksal da herausgerissen hat – obwohl ihm der Tod genau genommen das geschenkt hat, was er in der Partnerschaft derart vermisst hatte: Freiheit.

Daraus können wir lernen – und zu unserer Liebe und unseren Liebsten stehen, bevor wir sie nicht mehr haben. Sollten Sie mir bis zu dieser Stelle des Textes gefolgt sein, ein Tipp: Legen Sie das Magazin zur Seite, gehen Sie hin zu Ihrer Partnerin, zu Ihrem Partner, zu den Enkelkindern, der besten Freundin, für wen auch immer Ihr Herz schlägt. Schliessen Sie den Menschen in Ihre Arme und sagen Sie ihm, wie gerne Sie ihn haben. Damit beglücken Sie zwei Leben: Ihr eigenes, aber auch jenes der anderen. ●

Roland Grüter (*1960) ist freischaffender Journalist. Er schreibt für verschiedene Schweizer Magazine und ist seit zwei Jahren mitverantwortlich für das Vögele Kultur Bulletin.





Ulf Aminde, *weiter*, 2004. Video.
 Courtesy the artist and Galerie
 Tanja Wagner, Berlin.
 Werk in der Ausstellung *abhängig?*

«Ich will heraus-
 bekommen, warum
 man überhaupt
 zusammenarbeitet,
 was eigentlich
 verhandelt wird.
 Zu welchem Spiel
 tun wir uns
 zusammen?» Ulf Aminde

Weiter! WEITER! ruft Ulf Aminde aus dem Off den Protagonisten seiner Videoarbeit zu. Vor der Kulisse eines Abbruchhauses wird gelacht, geschubst, Plastikstühle zerbrechen und fliegen durch die Luft. Der Künstler hat eine Gruppe Berliner Punks gebeten, für ihn «Reise nach Jerusalem» zu spielen. Doch das Spiel funktioniert nicht, obwohl die Beteiligten sichtbar Spass an der Sache haben. Sie kennen die Regeln, befolgen sie aber nicht. Wenn die Musik anhält, laufen einige weiter, andere setzen sich zu zweit auf einen Stuhl. Ist ein Spiel ohne Regeln überhaupt ein Spiel?

Ulf Aminde interessiert sich in seinen Arbeiten für Regeln und Vorgaben, sowohl im Spiel als auch in der Gesellschaft. Wer darf mitspielen und wer bleibt aussen vor? «Ich will herausbekommen, warum man überhaupt zusammenarbeitet, was eigentlich verhandelt wird. Zu welchem Spiel tun wir uns zusammen?», sagt Aminde 2016 im Interview mit dem *Kunstforum*. In der Zusammenarbeit wie im gemeinsamen Spiel werden gegenseitige Abhängigkeiten besonders rasch deutlich. Man muss sich darauf verlassen können, dass die anderen die Regeln befolgen, dass innerhalb des Teams miteinander und nicht gegeneinander agiert wird. Kann ein Spiel, kann eine Gesellschaft ohne solche Verlässlichkeiten noch funktionieren? kw

ULF AMINDE (*1969, Stuttgart) lebt und arbeitet in Berlin. Der Video- und Performancekünstler greift mit Vorliebe Fragen nach den Funktionsweisen der Gesellschaft auf. In seinen Projekten arbeitet er immer wieder mit Menschen zusammen, die sich vermeintlich ausserhalb der gesellschaftlichen Teilhabe bewegen.

Literatur zum Thema Abhängigkeit

Es gibt unzählige grosse und grossartige Bücher zu Süchten, zu gesellschaftlichen und anderen Abhängigkeiten. Hier eine Auswahl.

SCHLOSS AUS GLAS

Jeannette Walls

2006, Diana Verlag, 384 Seiten

In ihrem autobiografischen Buch beschreibt die US-Autorin ihre schwere Kindheit mit einem alkoholkranken Vater und einer herrschsüchtigen Mutter. Hinter dem poetischen Titel verbirgt sich eine knallharte Überlebensgeschichte – mit hochpoetischen Zügen. In Deutschland stand das Werk 26 Wochen auf der Spiegel-Bestsellerliste.

SANDBERGS LIEBE

Jan Drees

2019, Secessio Verlag, 190 Seiten

Dieser popliterarische Roman schildert die Abgründe einer obsessiven, manischen Beziehung. Kritiker rühmen das Werk als «psychedelischer Thriller» über emotionalen Machtmissbrauch und die Liebe in heutigen Zeiten – oder das, was in heutigen Zeiten für Liebe gehalten wird.

TRAINSPOTTING

Irvine Welsh

2013, Heyne Taschenbuch, München, 400 Seiten

Ein Klassiker der Underground-Literatur. Das Leben der Protagonisten, alles Anti-Helden, dreht sich um Suff, Rausch, Entzug, Sex, Frust, Gewalt und Musik. Welsh schildert deren Abenteuer zwischen Gut und Böse mit Wörtern und Sätzen, als hätte er sie im Abfalleimer gefunden.

ANGST UND SCHRECKEN IN LAS VEGAS

Hunter S. Thompson

2005, Heyne Taschenbuch, 256 Seiten

Ein schonungsloses Protokoll des Drogenkonsums, des geplatzten «American Dream of Life» und der radikalen Freiheitssuche der 1960er-Jahre. Die Geschichte erschien 1971, zunächst in Form von zwei Artikeln im *Rolling Stone Magazine* und ein Jahr später auch als Buch.

KÖNIG ALKOHOL

Jack London

2014, DTV, 288 Seiten

Die Liste namhafter Schriftsteller ist lang, die durch Alkohol ihr Leben verkürzten. Doch nur wenige schrieben so freimütig über ihre Suchtkrankheit wie US-Autor Jack London. Sein biografischer Roman führt in 39 Kapiteln durch ein wildes Leben. Das Original erschien 1913, vor fünf Jahren wurde es neu übersetzt und mit einem Nachwort, Anmerkungen und einer Zeittafel ergänzt.

WAS ICH SONST NOCH VERPASST HABE

Lucia Berlin

2016, Arche Literatur Verlag, 381 Seiten

Dieser Band führt 30 Erzählungen über Frauen zusammen, die für ein besseres Leben kämpfen: Putzfrauen, Krankenschwestern, Teenager-Mütter, alkoholranke Lehrerinnen. Die Geschichten sind schnörkellos und gerade deshalb tief berührend – und verweisen auf Abhängigkeiten innerhalb der Familie und Gesellschaft.

BLACKOUT – MORGEN IST ES ZU SPÄT

Marc Elsberg

2013, Blanvalet, München, 818 Seiten

Das moderne Leben ist anfällig, denn es funktioniert nur mit Strom. In seinem Technik-Thriller skizziert der österreichische Autor das Chaos nach einem langen Blackout – und verweist damit auf unsere Abhängigkeit vom elektrischen Strom. Reine Fiktion? Nicht ganz. Die deutsche Regierung gab tatsächlich eine grossangelegte wissenschaftliche Studie in Auftrag, die Gefährdung und Verletzbarkeit moderner Gesellschaften klären sollte.

ALK. FAST EIN MEDIZINISCHES SACHBUCH

Simon Borowiak

2019, Eichborn Verlag, 174 Seiten

Ein Kritiker bezeichnete dieses Werk als «wunderbares Sachbuch über den Alkoholismus». Darin werden die wichtigsten Fragen zum Thema gleichermassen wissenschaftlich fundiert, klug und unterhaltsam beantwortet. Trotz seinen humorvollen Analysen macht sich der Autor nie über Alkoholiker lustig. Wie sollte er – er hat selber ein Alkoholproblem.

FREDERICK

Leo Lionni

2019 (15. Auflage), Hemsbach, 36 Seiten

Maus Frederick sammelt für den nahenden Winter weder Körner noch Nüsse, sondern Sonnenstrahlen, Farben und Wörter. Er lässt sich dabei von anderen nicht beirren. Ein wunderschön illustriertes Kinderbuch (ab 4 Jahre), das mehrfach ausgezeichnet wurde. Ist auch für Erwachsene lehrreich.

Alle Bücher sind während der Ausstellung *abhängig?* im Shop des Vögele Kultur Zentrum erhältlich.

Ist ein Leben ohne Sucht einfacher?

Freiheit ist furchterregend! Zu diesem Fazit kommt der Zürcher Autor Reda El Arbi. Er war 15 Jahre lang heroinsüchtig – das Leben danach wurde für ihn anders, aber nicht einfacher.

Eigentlich sollte ich meinem früheren, heroinsüchtigen «Ich» dankbar sein. Natürlich nicht für das Leid und den Stress, nicht für die sozialen und psychischen Abgründe, nicht für den Schmerz, den ich mir und anderen zugefügt habe. Nicht für die Verzweiflung, den Selbsthass, die Selbstverachtung und auch nicht für die Todessehnsucht, nicht für die Egozentrik, nicht für die Lügen und die Isolation, in die mich dieses «Ich» geführt hatte. Das wünsche ich niemandem, auch nicht mir.

Dieses «Ich» bot mir aber am absoluten Tiefpunkt des Lebens die Chance, dieses von null auf neu zu erfinden. Und bescherte mir durchaus auch Glück. Denn ich stolperte einst wie ein Blinder in einem Minenfeld durch die Sucht, während links und rechts meine Freunde starben wie die Fliegen. Aber mittendrin nimmt man das nicht so wahr.

Die Last der Entscheidungen

Das Leben mit Heroin war einfach. Naja, wenn man den ganzen Beschaffungsdruck, die psychischen Probleme, das körperliche Leiden und den sozialen Abstieg weglässt. Aber ich musste mich nie fragen, was ich als Nächstes tun sollte, ich musste kaum eigene Entscheidungen treffen, alles war von vornherein klar. Sucht setzt die Prioritäten mit einem kategorischen Imperativ, dem man sich nicht widersetzen kann – und das auch nicht wirklich will.

Aufstehen. Beschaffen. Konsumieren. Repeat.

Vielleicht hört sich das für andere verrückt an, aber ich hatte damals meine Heroinsucht ungeheuer befreiend empfunden. Die Freiheit, sich um nichts und niemanden mehr kümmern zu müssen, sich selbst der Nächste zu

sein. Keine halben Sachen, kein Abwägen, und eben, niemals schwierige Entscheidungen treffen zu müssen. Man wählt eine einzige Abhängigkeit und wird durch sie von den komplexen, stetig stattfindenden sozialen und gesellschaftlichen Abhängigkeiten befreit. Ein Leben ohne Menschen, denen man gerecht werden muss. Ein faustischer Deal. Ein Leben ohne Verantwortung, ohne Zweifel, ohne moralischen Kompass oder komplexen Verhaltensnormen.

Und natürlich hatte dieser Deal seinen Preis. Ich war zwar befreit von gesellschaftlichen Zwängen, aber ich hatte genau einen Boss, und der stammte von den Mohnfeldern Afghanistans. Er gab grosszügige, aber kurzfristige Belohnungen und verlangte dafür absolute Unterwerfung. Ich war in den 15 Jahren meiner Suchtzeit Student, Künstler, Projektleiter, IT-Projektleiter, Journalist. Nur meistens nicht für lange Zeit. Ich konnte durch meine Selbstmedikation gute Leistungen erbringen, aber eben nur für maximal acht Stunden, dann rief mein Herr und Meister, und ich liess Freunde, Mitarbeiter, Pflichten und Verantwortung sein und rannte zu meiner nächsten Dosis. Das führte über kurz oder lang zum sozialen Abstieg. Und mit diesem kam dann auch die Kriminalität: dealen, stehlen, betrügen.

Ein Süchtiger ist nicht böse. Er ist nur indifferent gegenüber moralischen Konzepten. Natürlich kann er theoretisch zwischen Gut und Böse unterscheiden, aber der Imperativ des Suchtdrucks wischt solche Begriffe weg. Sucht hat etwas sehr Animalisches, ähnlich wie Hunger oder Todesangst – die freie Entscheidung wird von der notwendigen Handlung negiert: Die Notwendigkeit befreit von der Freiheit.

Der Luxus eines freien Willens war mir als Süchtiger nicht zugänglich. Die Sucht steuert nicht nur das Verhalten, sie steuert direkt den Willen, die Absicht.

Wenn man keine menschlichen Interaktionen mehr pflegt, wenn man sich aus dem gesellschaftlichen Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten herauschneidet, verliert man den Halt.

Schlimmer noch: Die Sucht gaukelt einem vor, dass man ihr im Handeln unbedingt folgen will. Man WILL die nächste Droge, und alles und jeder, der sich zwischen den Stoff und den Süchtigen stellt, ist ein Gegner, ein Feind.

Doch wenn man keine menschlichen Interaktionen mehr pflegt, wenn man sich aus dem gesellschaftlichen Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten herauschneidet, verliert man den Halt. Keine Beziehung, keine Verpflichtung, die einen in der Gesellschaft hält. Und ohne Anbindung, ohne soziales Seil, von dem man abhängt, stürzt man ab.

Die unangenehme Selbstverantwortung

Nach dem Entzug war ich zuerst überfordert von all den Wahlmöglichkeiten, die eine Befreiung von der Sucht mit sich brachte. Ich stand nun wieder in diesem komplexen System von gegenseitigen Abhängigkeiten, von Erwartungen von mir und an mich. Ich hatte meinen freien Willen zurück. Ich konnte mich entscheiden, womit ich meine Zeit verbrachte, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. So viele Möglichkeiten. Am liebsten hätte ich mich wieder in einem dunklen Loch verkrochen. Freiheit ist furchterregend. Jede Entscheidung schloss tausend andere Wege aus. Ich hatte Optionen, aber sobald ich eine wählte, verschwanden alle anderen. Freiheit bedeutete für mich damals erst einmal die Möglichkeit, Fehler zu machen.

Dabei konnte ich keinem anderen die Schuld an diesen Fehlern zuschieben, weder den Eltern noch dem Umfeld, der Gesellschaft oder einfach einem Gott. Nach dem Entzug war ich für all meine Entscheidungen selbst verantwortlich. Für jemanden, der sich die guten Er-

WAS IST SUCHT?



Sucht ist eine Krankheit und charakterisiert ein zwanghaftes Verhalten, das auch dann weiterbesteht, wenn schwerwiegende gesundheitliche und soziale Folgen für den betroffenen Menschen und sein Umfeld eintreten. Neben dem Konsum psychoaktiver Substanzen wie Tabak, Alkohol, Drogen oder Medikamente fällt auch exzessives Verhalten wie Internetnutzung oder Glücksspiel unter den Suchtbegriff.

Der Konsum psychoaktiver Substanzen ist in der Schweiz weit verbreitet. Neun von zehn Personen trinken Alkohol, jede vierte raucht, und eine halbe Million hat im vergangenen Jahr mindestens einmal Cannabis konsumiert. Schätzungen gehen davon aus, dass rund 250 000 Menschen in der Schweiz alkoholabhängig sind. Genauere Angaben dazu gibt es nicht, weil viele Menschen aus Scham keine Hilfe suchen.

Bei rund einem Viertel aller Menschen, die 2013 in einer psychiatrischen Klinik behandelt wurden, war der problematische Substanzkonsum das Hauptproblem. Jede sechste psychiatrische Diagnose eines Hausarztes steht im Zusammenhang mit Alkohol.

Abhängigkeit oder Missbrauch kann zu einem frühzeitigen Tod führen. Jeder siebte Todesfall in der Schweiz – rund 9000 jährlich – hat mit dem Rauchen zu tun, 1600 Menschen sterben an den Folgen des Alkoholmissbrauchs, dazu kommen jährlich rund 120 Drogentote.

Auch die gesellschaftlichen Kosten im Zusammenhang mit Abhängigkeit und Risikoverhalten sind bedeutend. Zu den direkten Gesundheitskosten kommen indirekte volkswirtschaftliche Kosten: Insgesamt entgehen der Schweizer Volkswirtschaft an die 14 Mrd. Franken an Produktivität, weil dem Arbeitsmarkt aufgrund von Krankheiten, vorzeitigen Pensionierungen und Todesfällen Ressourcen verloren gehen.

Quelle: Bundesamt für Gesundheit (BAG)

gebnisse immer selbst zuschrieb, die Misserfolge aber immer anderen, war das die Hölle der Selbstverantwortung.

Erst nach ein paar ersten Schritten erkannte ich, dass ich nicht länger Opfer und Spielball der Mächte war. Ich konnte zwar den Gang der Welt nicht ändern, aber ich hatte die Freiheit, wie ich damit umgehen wollte.

Freiheit ist eine Herausforderung, vielleicht für einen Ex-Süchtigen noch stärker als für andere. Obwohl: Der in den letzten Jahren kolportierte Freiheitsbegriff der

superindividualisierten Gesellschaft unterscheidet sich gar nicht wesentlich vom Verhalten eines Süchtigen: Alles für mich. Freiheit als unbegrenzter Konsum und maximierter Profit. Wo das eingeschränkt wird, wittert man Unfreiheit.

Mein süchtiges «Ich» kannte die Konsequenzen seiner Handlungen meist sehr genau. Für viele Menschen in der heutigen Gesellschaft ist der Begriff aber gleichbedeutend mit «frei von Konsequenzen». Aber die Freiheit, seine Entscheidungen treffen zu dürfen, schützt nicht vor den Folgen dieser Konsequenzen.

Wie sollte ich meine neu gewonnenen Möglichkeiten nutzen, wenn ich Freiheit nicht mit Verantwortungslosigkeit verwechseln wollte?

Freiheit ist eine ethische und spirituelle Herausforderung, genau weil man in der Freiheit seine eigenen Prinzipien in Entscheidungen ausdrücken kann, ja muss.

Für mich gibts eine einfache Faustregel im Umgang mit freien Entscheidungen. Ich frage mich: Nutzt das, was ich plane, mir, einer anderen Person und der Gemeinschaft? Wenn zwei dieser Kriterien erfüllt sind, führt mich meine Freiheit in einen Bereich, für den ich auch die Verantwortung tragen kann.

Und genau dafür bin ich meinem süchtigen, alten «Ich» dankbar. Für die Möglichkeit, aufzuwachen und das Steuer zu übernehmen. Viele Menschen fahren nicht mit 180 gegen eine Mauer und müssen nie die eigene Persönlichkeit und den eigenen moralischen Kompass von Grund auf neu aufbauen. Und viele, die eigentlich die Freiheit hätten, sich und ihr Leben zu gestalten, müssen nie lernen, diese Freiheit wahrzunehmen. Als Ex-Junkie ist man dazu gezwungen, jede freie Entscheidung bewusst zu treffen, um nicht wieder ins Elend zu kommen.

Überdies weiss man jeden einzelnen Tag um den Wert und die Konsequenzen dieser Freiheit – und ist dankbar dafür. ●

Reda El Arbi ist am 23. Januar 2020 an der Podiumsdiskussion «(K)ein Leben ohne Rausch» live im Vögele Kultur Zentrum zu erleben.



Reda El Arbi (*1969) ist freischaffender Journalist, Blogger und Campaigner. Er lebt in Zürich.

Wie stark macht Gott abhängig?

Veganismus, Fussball, Yoga: Menschen gehen unbesonnen Abhängigkeiten mit weltlichen Gurus ein – distanzieren sich aber mit aller Wucht gegen geistige? Publizist und Pfarrer Josef Hochstrasser hat für deren Abkehr von der Kirche Verständnis.

Eine Marionette hängt an ihren Fäden. Wer an diesen zieht, kann die Puppe nach Strich und Faden dirigieren. Mehr noch: Er manipuliert sie. Sie ist ihm ausgeliefert. Ein Bild für die totale Abhängigkeit. Einer Marionette tut das nicht weh. Es ist sogar ihre Bestimmung, nach den Phantasien ihres Meisters zu tanzen. Es hülfe ihr auch nicht, sollte jemand die Fäden, an denen sie baumelt, durchschneiden. Sie sackte bloss in sich zusammen und bliebe regungslos liegen. Ist diese Mario-

nette allerdings ein Mensch, wird es problematisch. Menschen fühlen, haben einen Willen, wollen selbstbestimmt leben. Ein Marionetten-Mensch sieht sich aber gefangen in den Pranken von etwas Grösserem, Mächtigerem. Was bleibt ihm? Er kann sein Schicksal beklagen und depressiv dahinvegetieren. Oder er wird aggressiv und setzt alles daran, sich von seinen Fäden zu befreien. Die Marionette kann das nicht, ein Mensch schon. Er könnte zur Schere greifen und die Fäden durchtrennen.

Eigenständigkeit ist ein christliches Prinzip

Emanzipieren nennt man diesen Vorgang, eine Entwicklung, die Jahre dauern kann. Das Verb *emanzipieren* kommt vom lateinischen «e manu capere», wörtlich *aus der Hand nehmen*. Jemand reisst sich los aus der Hand eines anderen. Ein humanistischer Akt. Zumindest die christliche Vision, geprägt vom Juden Jesus aus Nazareth, geht von einem Menschen aus, der an sich arbeitet, um unabhängig und frei zu werden. Die so gewonnene Stärke erlaubt es ihm, sich sozial zu engagieren, weil er sich nicht ständig wegen der Beschäftigung mit sich selber absorbiert fühlt.

Christinnen und Christen steht eine wertvolle Erzählung zur Verfügung, wollen sie an drohenden Abhängigkeiten arbeiten, um sie zu überwinden. Der Mythos berichtet, Jesus sei in die Wüste gegangen. Dort soll ihm der Teufel angeboten haben, die Naturgesetze aus den Angeln zu heben und Macht zu bekommen über alle Reiche der Welt. Dies unter einer einzigen Bedingung: Jesus muss den Teufel anbeten. Er erhält alle Macht nur in Abhängigkeit vom Fürsten der Hölle. Jesus entscheidet sich gegen ihn. Sich dem Satan zu unterwerfen hätte fatale Folgen nach sich gezogen. Jesus wäre als Guru aus der Wüste zurückgekehrt und hätte die Menschen seinerseits von ihm abhängig gemacht. Das Christentum hätte es demzufolge nur als Sekte gegeben.

Es kam anders. Als Jesusbewegung zog der junge Mann aus Nazareth mit seinen Freundinnen und Freunden durch Galiläa. Ihr Lebensstil überzeugte. Jesus war kein Puppenspieler, der die Menschen wie Fäden an sich hängen liess. Im Gegenteil. Er gab jedem, dem er begegnete – es waren meist gedemütigte Menschen ohne Perspektiven, insbesondere Frauen –, seine Würde zurück, half ihm, die Fäden seiner persönlichen Abhängigkeit zu durchschneiden, um wieder aufrecht durchs Leben zu gehen.

Diese Abhängigkeiten hatten damals vor allem zwei Namen. Einerseits hielt die imperialistische Weltmacht Rom die Menschen unter der Knute. Auf der anderen Seite standen gläubige Juden unter der Last von 613 meist weltfremden Gesetzen. Des Juden Jesu Leben war ein einziger, faszinierender Kampf für ein unabhängiges Leben. Mit seinem Tod bewies er es. Die Marionette Pontius Pilatus konnte Jesu Vision nicht töten. Nach einem ersten Schock über den Verlust ihres Impulsgebers setzten seine Anhänger die Jesusbewegung fort. Es heisst, ihr Meister sei auferstanden. Sehr wohl, aber nicht in sein früheres Leben zurück, sondern in die Herzen und Taten der ersten Christen.

Es gibt Menschen, die sich ohne Guru orientierungslos den gerade aktuellen Kräften des Lebens ausgeliefert fühlen. Existenzangst lähmt sie. Sie brauchen dringend jemanden, der für sie die Fäden zieht.

Sie begriffen: Auferstehung heisst, aufstehen gegen alle Ungerechtigkeit, aufrecht stehen, ohne an Fäden irgendeiner Ideologie zu hängen. Noch im 21. Jahrhundert würde der grandiose Satz der Bibel manchem Menschen helfen, seine Abhängigkeit zu überwinden. Der Satz lautet: «*Das Gesetz ist für den Menschen da, nicht der Mensch für das Gesetz.*» (Markus 2,27)

Kirche drehte die Werte um

Dann kam die Kirche. Sie verdrängte die Jesusbewegung. Mit fatalen Konsequenzen. Die hierarchische Trennung in Klerus und Laien schuf eine unheilvolle Abhängigkeitsstruktur. Päpste, Bischöfe und Priester liessen das Laienheer der Marionetten tanzen. Das ist bis heute so und einer der Hauptgründe für die namhafte Krise der christlichen Kirchen, vor allem der katholischen. An Impulsen, diese Abhängigkeitsmechanismen zu durchbrechen, hat es nicht gefehlt. Die Reformatoren haben die sogenannten Laien zwar aufgewertet. Aber das Selbstbewusstsein der Leute war noch nicht genügend gereift. Immanuel Kants Sentenz, «*Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit*» und der Vorwurf von Karl Marx an die Marionettenspieler der Kirchen, ihre Handhabung der Religion würde die Leute bloss gefügig machen, schlugen nicht fruchtbringend genug zu Buche.

Es gibt Menschen, die sich ohne Guru orientierungslos den gerade aktuellen Kräften des Lebens ausgeliefert fühlen. Existenzangst lähmt sie. Sie brauchen dringend jemanden, der für sie die Fäden zieht. Wer aber die Gnade mobil macht, Fäden schon gar nicht erst aufkommen zu lassen oder sie endlich durchzutrennen, schenkt sich die Chance des aufrechten Gangs. Darin besteht die Bestimmung des Menschen. Das ist verwirklichte Humanität. Tragisch ist aber, wenn jemand, kaum einer Abhängigkeit entflohen, die neu gewonnene Freiheit nicht aushält und sich der nächsten Pranke ausliefert.

Der Strom jener, welche die christlichen Kirchen verlassen, will nicht versiegen. Sie wenden sich anderen Sinnangeboten zu, die nicht selten auch wieder religiöse Züge aufweisen. Einen drastischen Beweis hierfür liefert der Fussball. Hier ist nicht der Ort, darüber nachzudenken, ob diese Sportart eine Form von Religion sei. Vielmehr interessiert, warum sich weltweit Menschen ohne Zahl vom Fussball angezogen fühlen, von

Die einstige gesellschaftliche

Gestaltungskraft, die von der Bewegung der frühen Christen ausging, ist verlorengegangen.

den christlichen Kirchen aber kaum mehr. Der Grund ist einfach. Jede Frau, jeder Mann, jedes Kind kann mit wenig Aufwand Fussball spielen, ist Expertin, kann sich vor allem aktiv beteiligen. Es gibt bloss ein paar wenige Regeln. Anders bei den traditionellen Kirchen. Da sind es noch immer vorwiegend die Profis, die Geistlichen, die für Religion zuständig sind. Eine der typischen Fragen der Moderne aber lautet: Was bringt mir das?

Die Antwort fällt für die Kirchen verheerend aus: Nichts! Die einstige gesellschaftliche Gestaltungskraft, die von der Bewegung der frühen Christen ausging, ist verlorengegangen. Selbst die Befreiungstheologie, die von Südamerika ausgehend weite Teile der Welt begeisterte, ist erlahmt. Mit ihrer markanten Aufwertung der Laien hat sie das Marionettenschema überwunden. An die Stelle der Befreiungstheologie eilen seit Jahren freikirchlich-pfingstliche Konzernkirchen von Erfolg zu Erfolg und zementieren wieder das alte, kirchliche Marionettenspiel. Gurus führen Menschen an der Nase herum, kassieren Unmengen von Geld und sind erpicht, die Menschen nur ja von ihnen anhängig bleiben zu lassen. Das funktioniert nur mit Menschen ohne Selbstwertgefühl.

Es ist selbst unter progressiven Christen noch immer ungewohnt, die Produktionsmittel von Religion selbst in die Hände zu nehmen. Ein Beispiel ist in der katholischen Kirche im Gang. Man will endlich auch Frauen zu Priesterinnen geweiht sehen. Theologisch steht diesem Ansinnen nichts im Wege. Es gehen Petitionen an den Marionettenchef in Rom, es wird demonstriert. Nur eines geschieht nicht. Keine katholische Kirchgemeinde hat den Mut, ohne den Segen Roms eine Frau mit den Aufgaben einer Priesterin zu betrauen. Die Angst, die Fäden nach Rom zu kappen und sich von den frei von jeglicher Abhängigkeit wirkenden Kräften des Meisters aus Nazareth beflügeln zu lassen, sitzt leider noch immer viel zu tief. ●

Josef Hochstrasser (*1947, Luzern). Weihe zum römisch-katholischen Priester. Heirat. Darauf Amtsenthebung durch den Bischof. Studium der reformierten Theologie. Heute reformierter Pfarrer und Publizist. Autor mehrerer Bücher, zuletzt *Die Kirche kann sich das Leben nehmen – 10 Thesen nach 500 Jahren Reformation*, Zytglogge, 2017.



KIRCHE IN DER KRISE



Gemäss einer Studie des Pastoralsoziologischen Instituts St. Gallen treten in der Schweiz jedes Jahr bis zu 40 000 Menschen aus den Kirchen aus. Die Zahl der Konfessionslosen hat sich seit 2000 verdoppelt – auf über 20 Prozent. Die Menschen wenden sich insbesondere von der katholischen Kirche ab, vergangenes Jahr wurde diese besonders arg gebeutelt. Grund dafür sind die Missbrauchskandale, die in jüngster Vergangenheit aufgedeckt wurden.



Magdalena Baranya,
The Shed, 2018.
Mixed-Media Installation.
Ausstellungsansicht,
The Shed Madrid,
PhotoEspaña, 2018.
Werk in der Ausstellung
abhängig?

«Zum grössten Teil geht es mir in meiner Arbeit darum, Paradiesvorstellungen mit Konsumkultur in Verbindung zu bringen.» Magdalena Baranya

Ein doppelwandiges Haus: Ein Stoffzelt dreht sich – schon fast gespenstisch – um einen bunten Holzschuppen. Die leicht transparente rotierende Hülle erlaubt somit den Zugang ins Innere nur für kurze Zeit. Wartet der Besucher auf diesen Moment, kann er eintreten und findet sich in einem Sammelsurium skurriler Objekte und farbiger Wanddekorationen wieder.

Magdalena Baranya nimmt uns, staunend und schon fast überwältigt, mit auf einen Streifzug durch einen vom Konsum geprägten Alltag. Lauter Gebrauchsgegenstände und zur Wandtapete arrangierte Bilder aus der Werbung bilden eine undefinierbare Anordnung aus funktionalen Einrichtungs- und absonderlichen Dekorationsobjekten. «Zum grössten Teil geht es mir in meiner Arbeit darum, Paradiesvorstellungen mit Konsumkultur in Verbindung zu bringen», sagt die Künstlerin selbst zu ihrem Werk.

Die Installation *The Shed* symbolisiert die unaufhörliche Konsumspirale, in deren Abhängigkeit wir uns befinden. Wir sehnen uns nach einem komfortablen Leben und schaffen dafür unentwegt Dinge an, die wir vermeintlich brauchen und dennoch nicht benutzen. Diese illusorische Sehnsucht nach noch mehr ist eine Falle, genau wie das doppelwandige Haus: Bin ich erst mal durch meine Neugierde nach innen gelockt worden, werde ich gezwungen, einen Moment drinnen auszuharren, bis ich wieder rausgehen bzw. bis ich mich von den Gegenständen befreien kann. sw

MAGDALENA BARANYA (*1981, Zürich) absolviert aktuell ihren Master in Fine Arts an der Zürcher Hochschule der Künste. Mit ihren Studienabschlüssen in Fotografie und in Grafik- und Mediendesign hat sie sich kreativ breit aufgestellt. Sie beschäftigt sich in fast allen ihren Installationen, Fotografien, Filmen und Keramikskulpturen mit Themen des Konsumkapitalismus und den Gebrauchsgegenständen unseres Alltags.

Veranstaltungen

⇒ November



Sonntag, 24. November 2019, 11:00 – 17:00

Dem Bierbrauer in den Topf schauen

Immer mehr Menschen wollen sich von Produzenten unabhängig machen und stellen eigene Produkte her. Auch das Vögele Kultur Zentrum macht sich frei und braut in der Ausstellung ein eigenes Bier. Die seltene Möglichkeit, dem Bierbrauer Christoph Kägi aus Siebnen über die Schulter zu schauen und zu erfahren, wovon ein gutes Bier abhängig ist.

Das Bierbrauerzelt von Christoph Kägi ist für alle offen und kann ohne Eintritt besucht werden. Für die Ausstellung gelten die normalen Eintrittspreise. Degustation des gebrauten Bieres: Samstag, 1. Februar 2020.

⇒ Dezember



Mittwoch, 4. Dezember 2019, 18:30 – 19:30

Improvisationstheater

ab und zufällig

Sie sind schnell, witzig, musikalisch und voller Energie: *ab und zufällig* aus Zug machen Improvisationstheater, das begeistert und zum Lachen bringt. Die Schauspieler improvisieren zu Ideen aus dem Publikum. Ein Feuerwerk an Humor und Kreativität – und Sie sind mittendrin. Sie können auch einen Gegenstand mitbringen – die Truppe baut ihn nach Möglichkeit spontan in ihr Spiel ein.

Preis: CHF 20.00 (inkl. Ausstellungseintritt). Tickets ab 19. November 2019 in der Ausstellung erhältlich. Ticketreservation: info@voegelekultur.ch



Sonntag, 15. Dezember 2019/16. Februar/8. März 2020, jeweils 13:30 – 16:30

Offene Werkstatt

T-Shirt bemalen

Gestalte ein einzigartiges T-Shirt nach deinen Ideen: Wähle ein Motiv aus, kreierte eine Schablone und los geht's mit dem bunten Bemalen der Shirts. Ein schönes Geschenk für Familie und Freunde.

Ohne Anmeldung. Einstieg jederzeit möglich. Ab 10 Jahren. Mit Daniela Gama, Künstlerin und Kulturvermittlerin.

Mitbringen: Blanko-T-Shirts in hellen Farben. (T-Shirts sind an den Kurs-Sonntagen auch im Museumsshop erhältlich.)

Sonntag, 22. Dezember 2019 *Weihnachtszeit!*

Kino

Filme für Gross und Klein

Geniessen Sie eine entspannte Auszeit und die Weihnachtsstimmung in unseren Filmen.



12:30

Ist das Leben nicht schön?

Weihnachtsklassiker

Regie: Frank Capra, USA, 1946, Tragikomödie, 125 min, FSK 6

Aus den 1940er Jahren. Mit James Stewart und Donna Reed.



15:00

Die Insel der Abenteuer

Kinderfilm

Regie: Jennifer Flackett/Mark Levin, USA, 2008, Abenteuer, 96 min, FSK 6

Berührende Geschichte über das Unabhängigwerden.

⇒ Januar



Sonntag, 12. Januar 2020, 13:00

Kino

Verstehen Sie die Béliers?

Regie: Éric Lartigau, FR, 2014, Komödie, 106 min, FSK 0

Die 16-jährige Paula ist das Sprachrohr ihrer gehörlosen Familie. Als ihr Gesangstalent entdeckt wird und ihr Vater für das Bürgermeisteramt kandidieren möchte, kommt Paula in Schwierigkeiten: Soll sie die Familie unterstützen oder ihren eigenen Träumen folgen? **Französische Feel-Good-Komödie mit viel Charme, Humor und Tiefsinn.**

Wollen Sie mehrere Veranstaltungen besuchen?

Mit unserer Dauerkarte können Sie für CHF 25.00 die Ausstellung so oft ansehen, wie Sie wollen. Auch an den Veranstaltungen, die im Eintrittspreis inbegriffen sind, können Sie damit teilnehmen.

Die Dauerkarte ist im Vögele Kultur Zentrum erhältlich.

Alle Veranstaltungen sind – wenn nicht anders vermerkt – im Eintrittspreis inbegriffen. Weitere Infos zu allen Veranstaltungen, zu Programmänderungen und spontanen Anlässen: voegelekultur.ch/veranstaltungen

Inputreferat & Podiumsdiskussion

Donnerstag, 23. Januar 2020, 18:30 – 20:00
(K)ein Leben ohne Rausch?

Der Rausch ist Teil unserer Gesellschaft: Einige suchen ihn beim Joggen, andere beim Gamen oder mit Drogen. Wie viel Rausch brauchen wir und wer soll dies regulieren? Drei Experten diskutieren über den Rausch und seine Bedeutung für die Gesellschaft. Davor gibt Reda El Arbi in einem Inputreferat Einblicke in sein früheres Leben als Junkie.

Gäste: *Anne Lévy*, Leiterin Universitäre psychiatrische Kliniken Basel, *Dr. Toni Berthel*, ehemaliger Präsident Eidgenössische Kommission für Suchtfragen (EKSF), *Reda El Arbi*, Ex-Junkie und Journalist, Moderation: *Yves Bossart*, Sternstunde Philosophie SRF



⇒ Februar



Samstag, 1. Februar 2020, 14:30 – 16:30

Probier das Bier – Degustation mit Christoph Kägi

Über die Weihnachtszeit ist das Vögele Kultur Bier gereift und wartet darauf, von Ihnen probiert zu werden. Der Bierbrauer Christoph Kägi erzählt spannende Fakten zur Entstehung des Biers und lädt Sie ein, das Vögele Kultur Bier und Produkte aus seiner Mikrobrauerei zu degustieren.



Sonntag, 9. Februar 2020, 13:00

Kino

The Favourite

Regie: Yorgos Lanthimos, GB/IR, 2018, Komödie, 120 min, FSK 12

18. Jahrhundert: England wird von der alternden Königin Anne regiert. Ihre liebste Hofdame, Lady Sarah Churchill, nutzt ihren Einfluss aus und als ihre Cousine Abigail eintrifft, bricht zwischen den beiden ein bitterer Kampf um die Gunst der Monarchin aus. **Preisgekröntes satirisches Porträt über absurde Machtkämpfe am Königshof.**

Mittwoch, 19. Februar 2020, 18:30 – 20:30

Poetry Slam – der grosse Showabend

Vier Slam Poeten messen sich im literarischen Wettstreit. Einzige Bedingung: Ihr Text handelt von Abhängigkeiten und ist von einem Kunstwerk der Ausstellung inspiriert. Begleitet wird die Veranstaltung von unserer Kulturvermittlerin, die künstlerische Hintergründe zu den Werken erklärt. Am Schluss entscheidet der Applaus über den Sieger des Abends.

Mit: *Sarah Altenaichinger*, *Gina Walter*, *Marco Gurtner* und *Andreas Kessler*, Moderation: *Kilian Ziegler*, Preis: CHF 20.00 (inkl. Ausstellungseintritt), Tickets ab 19. November 2019 in der Ausstellung erhältlich. Ticketreservation: info@voegelekultur.ch



Spoken Word

⇒ März



Donnerstag, 12. März 2020, 18:30 – 20:00

Interaktiver Vortrag

Verhandlungstechniken für Alltag und Beruf

Ob in der Waschküche oder im Büro – wir verhandeln jeden Tag mit Menschen, von denen wir abhängig sind. Der renommierte Verhandlungsforscher Valentin Ade erklärt in seinem Vortrag die wichtigsten, für jeden anwendbaren Verhandlungstechniken und verrät, wie beide Seiten gewinnen können.

In Kooperation mit der Kalaidos Fachhochschule in Zürich.



Sonntag, 15. März 2020, 13:00

Kino

Into the Wild

Regie: Sean Penn, USA, 2007, Drama, 148 min, FSK 12

Ein behütetes Elternhaus, finanzielle Sicherheit, eine aussergewöhnliche Begabung und umwerfender Charme – eigentlich ist der 20-jährige Student Christopher so etwas wie ein Vorzeige-Amerikaner mit glänzenden Zukunftsperspektiven. Doch von heute auf morgen bricht er aus und lässt alles hinter sich. Ohne Geld in der Tasche trampelt er quer durch die Staaten, Richtung Alaska, in die Wildnis. Auf der Suche nach Einsamkeit und Freiheit... **Packendes Drama über den Versuch, absolut frei zu sein.**

Führungen durch die Ausstellung

Für das Vögele Kultur Zentrum ist Vermittlung, besonders auch für Kinder und Jugendliche, ein zentrales Anliegen. Wir ermöglichen so einen erleichterten Zugang zu unseren Themen für jede Altersstufe. Alle Führungen werden von professionellen Kulturvermittlerinnen durchgeführt, die sich jeweils vertieft mit den Ausstellungsaspekten befassen haben.

Unsere Vermittlungsangebote bieten Ihnen spannende Hintergrundinformationen und auch Anekdoten zur Entstehung der Ausstellung – kurz: Ein einzigartiges Erlebnis, das zum Weiterdenken anregt. *Wünschen Sie ein individuelles Programm für eine Gruppe? Melden Sie sich bei uns.*

ERÖFFNUNG

Sonntag, 17. November 2019, 15:00 – 16:00

Am Eröffnungsnachmittag vermitteln wir Ihnen bei einer Führung vertiefte Einblicke in die Ausstellung und deren Entstehungsgeschichte.

KULTUR AM SONNTAG

Jeden Sonntag, 11:15 – 12:15

In unseren Führungen erhalten Sie wertvolle Informationen über die Ausstellung und lernen die Exponate und ihre Geschichten kennen.

KULTUR AM MITTAG

AMUSE-BOUCHE

**Donnerstag, 12. Dezember 2019,
und Donnerstag, 27. Februar 2020,
jeweils 12:15 – 13:00**

Geniessen Sie eine inspirierende Kunstpause über Mittag. In einer kurzen Führung erläutern wir Ihnen die zentralen Aspekte der Ausstellung und laden Sie danach zu einem leichten Lunch ein.

Eintritt: CHF 14.00, mit Vergünstigungen CHF 10.00.



KULTUR AM ABEND

Jeden ersten Donnerstag im Monat, 18:00 – 19:00

Gönnen Sie sich nach Arbeitsschluss einen geführten Ausstellungsrundgang mit überraschenden Einsichten ins Thema «Abhängigkeiten».

KURATOREN-FÜHRUNGEN

**Sonntag, 19. Januar, und Sonntag, 22. März 2020,
jeweils 11:15 – 12:15**

Die Ausstellungskuratorin Mirjam Bayerdörfer zeigt Ihnen ihre persönlichen Höhepunkte, vermittelt Hintergrundwissen und erzählt Anekdoten von der Entstehung der Ausstellung.

FÜHRUNG IN GEBÄRDENSPRACHE



Sonntag, 26. Januar 2020, 11:15 – 12:15

Eine Gebärden-Dolmetscherin begleitet die öffentliche Führung und übersetzt simultan die Erläuterungen der Kulturvermittlerin.

GESCHICHTEN VON (UN)ABHÄNGIGKEITEN

Mittwoch, 11. Dezember 2019, 14:00 – 15:00

Kommen Sie in Begleitung oder alleine und lernen Sie andere kulturinteressierte Menschen kennen. Im Tandem wählen Sie ein Objekt aus der Ausstellung und tauschen Erinnerungen, erfundene Geschichten oder Gedanken aus. Danach baut unsere Kulturvermittlerin Sarah Wirth ihre Beiträge in eine kurze Führung ein.

Freier Eintritt zur Veranstaltung mit Kaffee und Kuchen.

*Anmeldung erwünscht: Sarah Wirth,
vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14*

PRIVATFÜHRUNGEN

Melden Sie sich mit Ihren Wünschen und wir planen mit Ihnen Ihren individuellen Anlass bei uns.

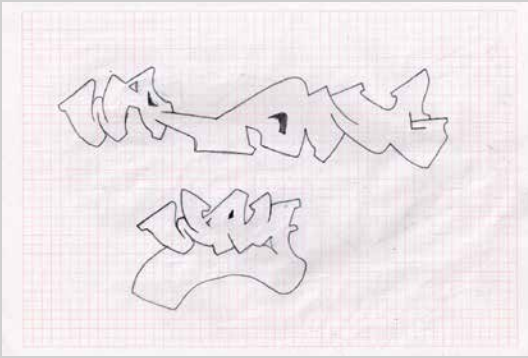
FÜHRUNGEN FÜR SCHULEN

Schulklassen bieten wir freien Eintritt und kostenlose dialogische Führungen an. Lehrpersonen können auch unser Unterrichtsmaterial bestellen.

*Nächste Einführung für aktive Lehrpersonen:
Dienstag, 19. November 2019, 18:00
(Anmeldung bis 15. November 2019)*

Alle öffentlichen Führungen sind im Eintrittspreis inbegriffen, sofern nicht anders vermerkt. Eine Anmeldung ist nur notwendig, wenn explizit erwünscht.

Fragen und Wünsche: vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14
Weitere Infos zu den Führungen: voegelekultur.ch/veranstaltungen



Gianluca Trifilo, «Dov'è? non c'è!!», 2019. Dia-Projektion. Werk in der Ausstellung *abhängig?*

hat zwei Brüder, ■■■■■, 1971 geboren mit ähnlicher Krankheitsgeschichte, Heroinabusus bis jetzt), ein Bruder ist 1991 als -Kurier, die Mutter Lageristin, zur Zeit aber arbeitslos, die Mutter kämpft und duldet mit ihren Kindern.

Jugenddelikten weilte er seit 1991 in Erziehungsheim, danach in der Berufsausbildung, von April bis November 1996 war er im Gefängnis, im Sommer 1997 war er bei mir in einem Methadonprogramm, Mithras, und weiterer Anamnese siehe meinen Bericht an den 12.03.2007.

Ich nun daran, die sehr hohen Codein- und Seresta-Dosen abzugeben, aber was kommt danach? Der Patient ist vorläufig nicht

30 mg Methadon am 31.08.00 eingenommen in der Apotheke

Die letzte Bewilligung betr. Medikamente datiert vom 31.08.00, er entzieht sich doch immer wieder Heroin konsumiert. Diesen Scheitern des erfolgreichen Entzugs in Sizilien gemacht und hat nun einen neuen. Sein Bruder ■■■■■, der bis vor kurzem Zuhause in einem Handel betrieb, ist nun für einige Jahre im Gefängnis.

Aus diesem Grund erachte ich eine Methadonbehandlung als notwendig.

Mit bestem Dank für Ihr Verständnis und freundlicher

war schon mehrere Male in der Notfallstation im ■■■■■, am 28.05.99.

Seitdem unter Methadon häufig Panik-Attacken mit notfalls auftraten und der Patient im Sommer 1998 einen erfolgreichen Entzug machte, habe ich seit August 1998 einen ambulanten Entzug mit Codein Knoll versucht: viele Anläufe und viele Abstürze.

Sein Bruder, ■■■■■, wurde von den Eltern vor kurzem entlassen und macht nun einen mafiösen Terror. Der Patient möchte einen Entzug und hofft auf einen erfolgreichen stationären Entzug, doch etwa 10 Tbl. Codein Knoll und 8 Tbl. Seresta fortgesetzt, die Apotheke ■■■■■ abgegeben (Maximaldosis 30 Tbl. Codein Knoll). Ich bitte Sie, mir eine Computer-Beschäftigung zu empfehlen.

Sehr geehrter Herr ■■■■■

Meine Antwortung Ihrer Anfrage vom 12.03.2007 teile ich Ihnen mit.

Der Patient ist ein polymorbide und polytoxikomanische Patient war in der Vergangenheit so schwach, dass er nicht mehr täglich ausser Haus gehen konnte. Aus diesem Grund und wegen der Distanz zur Apotheke haben wir vereinbart, den Patienten die Wochendosis abzugeben, um den Entzug zu erleichtern.

Ich hoffe Ihnen mit diesen Angaben gedient zu haben und

«Meine Arbeit ist eine Suchbewegung entlang von Zusammenhängen, die sich mit Dringlichkeit in unserer Gesellschaft zeigen. Es sind vor allem jene Felder, in denen der Mensch sich zwischen Überforderung, Abhängigkeit und Isolation oder Sehnsucht nach Entgrenzung bewegt: Drogen, Religion, Social-Media.» Gianluca Trifilo



Akribisch hat Gianluca Trifilo Material zusammengetragen, welches das Leben und Sterben eines heroinsüchtigen Patienten dokumentiert. Zwischen offizieller Korrespondenz von Ärzten, Apothekern und Vertretern des Psychiatrischen Dienstes finden sich Postkarten und Kritzeleien aus einem Notizbuch. Diese Zeugnisse erzählen von der Abhängigkeit des Protagonisten, von wiederkehrenden Gefängnisaufenthalten und Rückfällen, der Teilnahme am Methadonprogramm und von seinem Tod 2007.

«Dov'è? non c'è!!» ist eine sehr persönliche Arbeit. In ihr setzt sich der Künstler mit den prägenden Erfahrungen seiner Kindheit auseinander, die von der Heroinsucht seiner beiden älteren Brüder geprägt war. Die Arbeit geht von der Frage des Künstlers aus «Wie kann ich Vergangenes in einen Zustand transferieren, der nicht in der ursprünglichen Situation gefangen bleibt?» und dem Wunsch, sich mit den Fragen des Vergessens und des Wiederholens auseinanderzusetzen.

Heroin ist für den Künstler Gianluca Trifilo dabei nur eine von vielen Erscheinungsformen der Abhängigkeit. «Dov'è? non c'è!!» thematisiert auch die Verschiebung von einem System in ein anderes – das Heroin wird durch Methadon und Codein ersetzt, die auch abhängig machen. kw

GIANLUCA TRIFILO (*1982, Baden) ist ausgebildeter Farbgestalter und Bau- und Renovationsmaler und hat Bildende Kunst an der F+F Schule für Kunst und Design, Zürich, studiert. Seit 2014 setzt er sich künstlerisch mit der offenen Drogenszene Zürichs der 90er Jahre und mit den Geschichten der Heroinsüchtigen auseinander.

Im Zentrum

Rückblick auf die Vernissage
zur Ausstellung *Faszination Gesicht*

Wie stark das Antlitz auf unsere Stimmungen verweist, zeigte sich bereits vor der offiziellen Eröffnung der Ausstellung «Gesicht». Fröhliche, ernsthafte, ausgelassene, nachdenkliche, staunende, interessierte und müde Menschen hatten sich zur Vernissage versammelt – und auch wenn man kein Wort mit den einzelnen Gästen gesprochen hatte, aus ihrer Mimik liess sich schliessen, in welcher Stimmung sie nach Pfäffikon SZ gereist waren. 18 Monate hatte Kuratorin Sarah Wirth im Vorfeld Informationen und Kunstwerke zum Thema zusammengetragen. Sie löste den Untertitel der Ausstellung trefflich ein: «Was unsere Mimik alles zeigt.»

Unser Gesicht ist aber nicht nur Screen unserer Emotionen, es macht uns einzigartig. Denn jedes Gesicht gibts nur einmal. Das weiss der 13-jährige Andrin, der ebenfalls unter den Gästen stand und auf einem Foto in der Ausstellung zu sehen war, besser als viele andere. Das Schicksal hat ihm ein grosses Muttermal ins Gesicht gezeichnet, dieses hebt ihn ab vom Gros der Menschen – und macht ihn derart unique, dass andere meist verunsichert reagieren, wenn sie dem jungen Mann zum ersten Mal ins Gesicht schauen. Nervt das? «Glotzen ja», sagt Andrin: «Am liebsten ist es mir, wenn mich die Menschen fragen, was ich da im Gesicht habe.» Danach rücke sein Kennzeichen schnell in den Hintergrund. «Und ich bin Mensch wie jeder andere.» Ein Gesicht unter vielen. ●

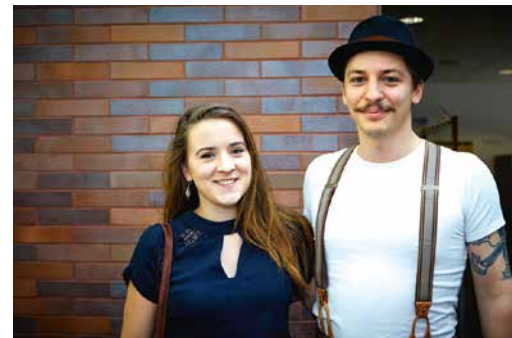
Fotos: Sara Keller



Gisela Staupe



Emanuel und Raffaella Feusi



Laura Boldo und Steven Graf



Valerie Keller und Esther Kempf



Antoinette und Walter Fröhlich



Elisabeth Möhr



Gabreil Le Roux



Giovanni Di Stefano und Michèle Salmony-Di Stefano



René, Mara und Gaby Spühler



Alexandra Könz und Monica Vögele



Erika und Ernst Albrecht



Inke Simonis und Karina Büchtmann



Cornelia Wagner



Verena, Laura und Benno Murbach



Elsbeth und Jean-Luc Darbelley



Urs, Maria und Laura Meier



Mats Staub und Matthias Stickel



Sarah Wirth und Beatrice Baumer



Cornelia Marty und Rahel Nauer



Corinna Holbein und Daniel Morgenthaler



Marianne Hardegger



Wolfgang Heberlein



Reiner Roduner und Helen Rinderknecht



Michael Schaepe und Martina Brodbeck

Alle Infos für Ihren Besuch: voegelekultur.ch

ÖFFNUNGSZEITEN

Montag: geschlossen
Dienstag – Sonntag: 11 – 17 Uhr
(Donnerstag bis 20 Uhr)

**NEU:
JEDEN DIENSTAG
GEÖFFNET**

FEIERTAGS FÜR SIE GEÖFFNET

Mariä Empfängnis (8.12.), Stephanstag (26.12.),
Neujahr (1.1.), Berchtoldstag (2.1.), Josefstag (19.3.)

GUT ZU WISSEN

Das Vögele Kultur Zentrum ist rollstuhlgängig.
Ihre Kinder (2 – 9 Jahre) können Sie während des
Ausstellungsbesuchs auch im Kinderparadies vom
Seedamm-Center betreuen lassen. Sonntags
geschlossen (ausser 8./15./22./29.12.).

Geniessen Sie in unserer Café-Bar Getränke
oder Snacks.

ANFAHRT (AUTO)

A3 Zürich–Chur
Ausfahrt: Pfäffikon/Seedamm-Center
Parkplätze: beim Vögele Kultur Zentrum
oder auf dem Seedamm-Center-Areal

ANFAHRT (ÖV)

Dienstag – Samstag (Sonntage im Dezember/ab 8.12):
Vom Bahnhof Pfäffikon SZ bis «Seedamm-Center»
mit Bus 195
Sonntag:
Vom Bahnhof Pfäffikon SZ bis «Schweizerhof»
mit Bus 524

*Oder spazieren Sie vom Bahnhof Pfäffikon SZ
bis zum Vögele Kultur Zentrum (20 Minuten)*

DAS VÖGELE KULTUR BULLETIN

Renommierte Autoren schreiben zu den Themen
unserer Ausstellungen. Abo (zwei Ausgaben pro Jahr
für CHF 14.00): voegelekultur.ch/bulletins

NEWSLETTER

Bleiben Sie informiert: voegelekultur.ch/newsletter

SOCIAL MEDIA

Folgen Sie uns auf Facebook oder Instagram und
teilen Sie Erlebnisse und Eindrücke: @voegelekultur
Wir freuen uns auf Ihre Beiträge.

KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum
Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ
055 416 11 11, info@voegelekultur.ch

IHR ANLASS BEI UNS

Mieten Sie die Räume im Vögele Kultur Zentrum
für Tagungen, Versammlungen oder Anlässe.
Das Auditorium (mit Bühne und Konzertbestuhlung)
eignet sich für 120 Personen, die Aula für 50 bis
80 Personen. Wir beraten Sie gerne bei der
Organisation Ihres Anlasses: info@voegelekultur.ch
oder 055 416 11 11

Impressum

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ;
Redaktion: Vögele Kultur Zentrum, Monica Vögele, Roland Grüter/chefredaktion.ch; Autoren: Odile Ammann, Livia Benedict, Reda El Arbi, Ronnie Grob,
Roland Grüter, Josef Hochstrasser, Christoph Koch, Tamara Lewin, Adrian Lobe, Michael Merz, Dr. Heinz Rüegger, Dr. Marleen Stoessel, Karolina Widla,
Sarah Wirth und Kilian Ziegler; Copyright Texte: Autoren und Herausgeberin; Copyright Bilder: S.16 (Tonjaschja Adler), S.28 (Harry Hachmeister);
©2019 ProLitteris, Zurich. Wir konnten die Urheber der Bilder nicht überall ausfindig machen. Falls Sie die Bildrechte besitzen, melden Sie sich bitte
bei uns; Gestaltung und Grafik: Michael Schaepe; Druckvorstufe: Lutz Repro AG; Druck, klimaneutral: Theiler Druck AG, Nr. 53143-1909-1001;
erscheint: November 2019; Auflage: 10 000 Ex.

TAG 7 8 VON 11 BILDERN

TAG 8 12 VON 14 BILDERN



Ausblick

Zu Tisch!

Lust, Druck und Verantwortung
rund ums Essen

Wir alle essen. Manchmal alleine, am Familientisch oder in der Mensa. Wir essen, um zu leben, aus Freude an der Geselligkeit oder um Energie zu tanken. Essrituale sind tief in unserer Kultur verankert und bestimmen den Rhythmus des täglichen Lebens. Durch das Essen lernen wir unser Gegenüber kennen, zu teilen oder einander zuzuhören. Nebenbei verhandeln wir die Welt und üben uns in Empathie.

Auch wir bitten Sie in unserer Frühlingsausstellung zu Tisch und servieren Ihnen die neusten Fakten zur Ernährung, räumen mit hartnäckigen Mythen auf und nicht zuletzt stellen wir auch Fragen, die den Appetit auf mehr anregen sollen: Wer isst wie viel und warum? Wie verändern sich unsere Essrituale? Was macht das mit uns? Und welche Rezepte gibt es für eine nachhaltige Ernährung in der Zukunft?

17. Mai 2020 – 20. September 2020

VÖGELEKULTURZENTRUM

voegelekultur.ch

Pfäffikon SZ